

Sind Sie glücklich?

„Ich habe nur einen Wellensittich“

11 Uhr, Alexanderplatz. Seit einigen Monaten hängt Friedrich Hempel wieder an der Flasche. Er fühlt sich für den Tod seiner Lebensgefährtin verantwortlich

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und dem Alexanderplatz um.

Der 59-jährige Rentner Friedrich Hempel: Nein. Ich habe vor zehn Tagen meine Partnerin begraben. Wir hatten beide jeweils zwei Ehen hinter uns und haben 15 Jahre zusammengelebt. Die Beziehung war viel schöner als eine Ehe. Sie ist an Krebs gestorben. Ich habe einen Fehler gemacht. Ich habe das Knötchen in ihrer rechten Brust gespürt und sie zum Arzt geschickt. Wenn ich das nicht getan hätte, würde sie heute noch leben. Nach der Ope-



Friedrich Hempel

ration ging's bergab. Durch die Bestrahlung und Chemotherapie verlor sie ihre Haare. Das Ende war grausam.

In mir ist totale Leere. Ich bin Alkoholiker. Als sie im Krankenhaus lag, habe ich wieder angefangen zu trinken. Ich war neun Jahre trocken. Geld ist nicht mein Problem. Ich stinke vor Geld. Ich war lange Zeit im Ausland auf Montage. Ich bin gebürtiger Dresdner. Ein Jahr nach Mauerbau bin ich aus einer besoffenen Wette heraus in den Westen abgehauen, indem ich durch die Felder gerobbt bin. Geld macht nicht glücklich, aber es ist gut, wenn man's hat. Hier am Alex habe ich viele Leute kennengelernt, denen

es finanziell schlechtgeht. Das sind gescheiterte Existenzen, mit denen ich ab und zu mal einen trinke. Man hilft sich gegenseitig. Vorhin ist zum Beispiel einer gekommen, der brauchte 20 Mark. Im Gegenzug greifen diese Leute mir unter die Arme. Sie rüsten mich auf, weil ich mit ihnen reden kann. Sonst habe ich nur noch einen Wellensittich.

Von den Politikern fühle ich mich angeschissen. Ich habe rot gewählt. Die Schwarzen habe ich nicht gewollt. Und was machen die? Große Koalition. Das nächste Mal wähle ich PDS.

Phutonia Plarr:

Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz.

Die Firmen sind auf der Suche nach dem richtigen Ton für jedes Auto

Klang ist keine Frage des Auspuffs

In den Akustik-Labors der Fahrzeughersteller wird das Klangbild der Autos künstlich komponiert

Von Gerlinde Fröhlich-Merz

Daß es gelungen ist, die Autos in den vergangenen Jahren leiser zu machen, ist für die Fahrzeugkonstrukteure kein Grund zu jubeln, sondern stellt sie vor neue Probleme. Je weniger der Autofahrer nämlich vom Motor hört, desto intensiver nimmt er die anderen Geräusche in seiner Umgebung wahr. Das ist einer der Gründe, warum alle großen Automobilhersteller mittlerweile Akustik-Experten beschäftigen. Ihre Aufgabe besteht zum einen darin, die Ursache von störenden Geräuschen aufzuspüren, zum anderen sind sie bestrebt, ein Klangbild zu komponieren, das zum Auto paßt und den Passagieren gefällt.

Ein bayerischer Pfarrer hat am Sonntag von einem Autoscooter aus gepredigt. Der vor dem Altar der Stadtkirche im mittelfränkischen Roth aufgestellte Autoscooter sei eine symbolische Brücke zwischen Kirche und Welt, sagte der evangelische Pfarrer Peter Goertz. Zugleich sei das Boxauto Sinnbild für den heutigen Lebensstil: „Kaum einer kommt ohne Zusammenstöße davon, die Fahrt erfordert manchen Richtungswechsel.“ Seine Predigt zum Kirchweihsonntag verband der 50jährige mit einem Appell an seine Amtskollegen, „in moderner Weise mit heutigen Bildern“ zu predigen.

haftlichen
nd was ist
istransfer
les Aufga-
nen 2 und
aß zudem
alreform
de.
der Bund
1 zu bie-
aus dem
schulrah-
Länder
etz, und
ge beim
deregule-
en müs-
seien.
en Mo-
nd ihre
? Rütt-
erständ-
undes-
ihr Bil-
ren ge-
nenmi-
fium in
if stößt
ftigten
desre-
Ja hilft
nkel

Schleichen bringt Brot

Rasende Autos zerquetschen Billionen Mücken. Das ist Mundraub

Reisezeit – Stauzeit. Auf der Autobahn zum Schnecken-tempo gezwungen, vergeht vielen die Urlaubslaune. Doch die Wissenschaft hat nicht nur Zeit zum Nachdenken, sondern auch Trost parat: Wer im Stop-and-go über den Beton tuckert, sorgt damit wenigstens für niedrige Brotpreise. So lautet die Konsequenz einer Untersuchung, die Imre Jánosi in dem Tagungsband *Traffic and Granular Flow* (World Scientific, Singapur 1996) veröffentlicht hat.

An einem lauen Sommerabend startete der ungarische Physiker, der damals am Forschungszentrum Jülich arbeitete, an einer Autobahntankstelle zu seinem Versuch. Nach 684 Kilometer Autobahn zählte er die Flecken auf der Windschutzscheibe. Auf knapp scheckkartengroßen Stücken kam er auf durchschnittlich acht zermatschte Insekten. Ausgehend von diesem Resultat, Verkehrs- und Klimadaten, rechnete Jánosi hoch: Rund zwölf Billionen Fluginsekten zerplatzen demnach jährlich an deutschen Autos, und zwar nicht nur an der Windschutzscheibe, sondern an der gesamten Frontseite. Ihr Gewicht addiert sich auf etwa 370 000 Tonnen –

mehr, als alle Elefanten Indiens zusammen auf die Waage bringen. „Laßt uns annehmen, daß nur ein Prozent dieser Insektenmasse sonst von Vögeln gefressen würde“, fährt der Begründer der „Systematischen Windschutzscheiben Schmutzologie“ fort. Weil Autos ihm die Mücken vor dem Schnabel raubten, pickte das Federvieh zum Ausgleich mehr Samen.

Da auf siebzehn Prozent der deutschen Lande Getreide angebaut wird (Jánosi gibt hier als Quelle die „Sendung mit der Maus“ an), stamme wahrscheinlich derselbe Anteil an Körnern von Feldern. Das reduziere die Ernte und treibe somit – wenn niemand deswegen kleinere Brötchen backt – den Preis für Brot, Kuchen und Gebäck in die Höhe. Das Ergebnis umfangreicher Rechnungen führt dann zu folgender Ökobilanz: Wer 471 Mark in einer Bäckerei läßt, zahlt laut Jánosi einen Pfennig für den Insektentod auf deutschen Straßen.

Wenn das kein Grund ist, beim nächsten Stau mit sauberer Windschutzscheibe und blitzsauberem Gewissen ausgiebig Brotzeit zu machen!

Wolfgang Blum

„Glück ist, keine Sorgen zu haben“

Nach dem Tod ihres besten Freundes ging es Alexandra Paschke sehr schlecht. Heute ist sie glücklich und bedauert nur, daß ihre Mutter traurig ist

„Sind Sie glücklich?“ fragte die ~~122~~ ~~gestern~~ zum letztenmal, nachdem wir seit dem 1. Juli täglich auf dem Wittenbergplatz oder Alexanderplatz standen.

Die 22jährige Friseurin Alexandra Paschke: Ich bin sehr glücklich. Vor allem, weil es mir ein halbes Jahr lang richtig mies ging. Mein bester Freund hat sich umgebracht, ich war arbeitslos und mußte mir eine neue Wohnung suchen. Besonders der Tod meines Freundes hat mich getroffen. Er war drogenabhängig gewesen. Wir hatten ständig Kontakt, und auf einmal kam der Anruf, daß er sich vom Hochhaus gestürzt hat. Ich hätte ihn nie so eingeschätzt. Man vermutet, daß es



Alexandra Paschke

ein Fehler der Ärzte war, denn er hat ein falsches Medikament bekommen. Zu dieser Zeit war ich außerdem arbeitslos. Das Klima an meinem alten Arbeitsplatz war unheimlich schlecht, und es wurde geklaut. Deshalb habe ich gekündigt. Ich bin dann nur noch zu Hause geblieben und hätte mich am liebsten eingebuddelt.

In dieser Zeit hat mir mein Partner sehr geholfen, mit meinen Problemen fertig zu werden. Gott sei Dank habe ich endlich mal einen netten Freund gefunden. Der zuvor ist ständig fremdgegangen. Als Schluß war, ging das los mit den Morddrohungen. Er hat mich auf der Straße zusammengeschlagen, mir schwarze

Rosen geschickt und perverse Briefe geschrieben. Ich hatte furchtbare Angst, daß ich meinen jetzigen Freund verliere. Weil ich aber umgezogen bin, kennt mein Ex-Freund meinen neuen Wohnort nicht. Inzwischen habe ich den optimalen Job gefunden, mit netten Kollegen und sehr guter Bezahlung. Dort habe ich auch Aufstiegsmöglichkeiten, denn ich kann meinen Meister machen.

Jetzt wünsche ich mir noch ein Kind, bin aber ansonsten wunschlos glücklich. Es wäre schön, wenn meine Mutter einen Freund fände, denn sie ist so allein und traurig. Glück bedeutet für mich vor allem, morgens ohne Sorgen aufzustehen. **Sabine Möhring**

Acht Billi

(BUND)

Hamburg (taz) - Sozialminister Norbert Blüm ist nicht zuständig. Sein Sprecher verweist ~~mehr~~ auf das Bundesministerium für Gesundheit. Selbiges ist zwar zuständig, aber der Zuständigkeitsbereich fehlt. Gefragt war nach Armut - Armut in Deutschland. ~~Und solche gibt es eigentlich nicht, sagt das Gesundheitsministerium.~~

Die gängigen Definitionen sind untauglich, meint Hartmut Schlegel, Sprecher von gesundheitsminister Horst Seehofer. Sozialhilfe verhindere Armut. Die Bonner Opposition spricht einstweilen von sieben Millionen Armen in der Bundesrepublik - auch das ist Optimismus pur.

Sozialhilfe sichert nicht nur das Überleben, sondern in bescheidenem Umfang auch die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben, behaupten die regierenden Gesundheitsschützer. Über zwei Millionen Menschen bekommen nach den amtlichen Statistiken laufende Hilfe zum Lebensunterhalt von ihrer Kommune, also Sozialhilfe; daneben beziehen mehr als eineinhalb Millionen Haushalte Wohngeld.

Nur wer nicht zum Sozialamt geht, bleibt arm

Summa summarum sind dies fünf Millionen. Aber, da ist sich Ministersprecher Schlegel sicher, lediglich Menschen, die ihren Anspruch aus Scham nicht nutzen, seien tatsächlich arm. Solche Schamhaften seien selten. Alte zumeist und Obdachlose.

Ein Gegenkonzept zu dieser Art Voluntarismus entwarfen in den siebziger Jahren einige Sozialwissenschaftler. Relative Armut messe sich am Einkommenschnitt im Lande, argumentierten sie. Wer über weniger als die Hälfte des durchschnittlichen Nettoeinkommens verfügt, ist arm, lautet die Faustformel. ~~Später~~ übernahm die Europäische Kommission diese 50 Prozent-Formel mit der Begründung, daß verarmte Personen über so geringe Mittel verfügen, daß sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedsstaat als Minimum annehmbar ist.

Nach diesem Maßstab sollte, ~~be-~~ rechnete das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW), jeder über wenigstens 941 Mark und 50 Pfennige verfügen, um nicht in ~~die Armen-Statistik~~ zu rutschen.

Oder: Wer weniger als 940 Mark hat, ist arm

~~Das~~ gelingt immer weniger Bürgern. 10 Millionen Menschen in Deutschland sind nach dieser Definition derzeit arm!

■ Sind Sie glücklich?

„Scheiß auf die Spießergesellschaft“

■ 11 Uhr, Alexanderplatz. Punk Horst kann das Leben nur ertragen, wenn er genug Alkohol intus hat. Aber selbst dann möchte er sich manchmal die Kugel geben

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und Alexanderplatz um.

Der 24jährige Punk Horst: Ich bin glücklich, wenn ich genug Alkohol kriege. Scheiß auf die Spießergesellschaft. Einfach hinsetzen und feiern. Was soll ich sonst machen? Den letzten holt die Bundeswehr! Ich lebe vom Schnorren, was sonst. Zur Zeit kriegt man verdammt wenig. Früher ging's besser, die Schokopunks nehmen uns die besten Plätze weg. Die Leute geben lieber denen was, weil die nur mal kurz von Mami abgehauen sind und fitter aussehen als wir. Heute kriegste vielleicht zwei Mark in einer Stunde. Bis vor einem Jahr habe ich in Frankfurt am Main in einem Supermarkt als Einzelhandelskaufmann gearbeitet. Ich hatte keinen Bock, stellvertretender Leiter zu werden. Da bin ich abgehauen. In Berlin bin ich hängengeblieben. Einmal Berlin, immer Berlin! Die Kumpels hier sind wie ein Magnet. Ich kack' mal hier, mal da ab. Letzte Nacht haben wir uns auf einer Wiese an der Friedrichstraße gehauen. Wir sind wir: Punk, Müll, Dreck, Abfall eben.

Glücklich bin ich nur, wenn ich meinen Alk hab'. Sonst geht's mir mies. Jetzt habe ich sechs Bier intus. Zwei Liter Korn und ein halber Kasten Bier am Tag müssen schon sein. Manchmal würde ich gern mit dem Alk aufhören, aber nicht solange hier diese Spießer mit Krawatte und Handy rumlaufen. Oder die ganzen Naziwichser, die einen als linke Zecke beschimpfen. Wir kriegen ganz schön die Fresse voll. Schön wär's schon, wenn ich mal wieder 'ne Freundin hätte, oder so. Aber dafür seh' ich zu asomäßig aus. Glück wäre, wenn ich sterben würde. Dann hätte ich die ganzen Spießer nicht mehr am Hals. Ich sag' mir zwar auch: Scheiß drauf, leb dein Leben, wie du willst. Trotzdem würde ich mir am liebsten die Kugel geben. **Plutonia Plarre**

- Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz

T970814.193

Zeilen 60
Bemerkung Umfrage

17.07.1997. TAZ-BERLIN Nr. 5280 Seite 24. Ressort Berlin Interview
von Gudula Hörr

■ Sind Sie glücklich?

~~„Früher waren wir glücklicher“~~

■ ~~11 Uhr, Alexanderplatz.~~ Der 28jährige Piotr Jarmarek aus ~~Danzig~~ war besonders glücklich, als seine kleine Tochter zum ersten Mal Papa zu ihm sagte

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um.“

Der 28jährige Piotr Jarmarek: Ich bin glücklich, wenn ich hier bin. Wenn ich Ferien habe und nicht über Arbeit und lauter Sorgen nachdenken muß. Ich glaube, Menschen sind glücklich, wenn sie den richtigen Job haben und tun, was sie wirklich wollen. Denn wenn du eine Arbeit machst, die du nicht magst, ist das furchtbar. Dann wachst du morgens auf und fühlst dich schlecht. Ich mag meinen Job, ich arbeite am Kiosk meines Schwiegervaters.

Am glücklichsten war ich bei meinem ersten Sex und der Geburt meines Kindes. Und als meine Tochter ihre ersten Worte sprach: Papi! Nicht Mami. Richtig unglücklich bin ich selten: Einmal, als ich noch jung war und meine Freundin sich einen anderen Freund suchte, war ich todtraurig. Aber eigentlich bin ich ein glücklicher Mensch. Ich habe eine neue Wohnung, ein gutes Auto, eine nette Frau und ein Kind. Ich brauche nicht so viel, ich bin zufrieden.

Polen ist ein verrücktes Land: Alles geht drunter und drüber. Jetzt ist es bei uns sehr schwer. Die Löhne sind seit Jahren nicht erhöht worden, doch alles ist teurer geworden. Vor der Wende war das anders: Das Land war zwar arm, und es gab viel Polizei, aber das Leben war viel einfacher. Wir waren früher glücklicher und sorgloser. Ich bekam damals eine winzige Kiste mit Legosteinen – und ich habe mich so darüber gefreut. Meine Tochter hat heute zehn Kisten, und die sind ihr völlig schnuppe. Wenn man sich damals traf, dann waren die Tische voll. Jedes Haus stand offen, und die Menschen waren sehr gastfreundlich. Jetzt bietet man sich kaum mehr etwas an, und es ist fast so wie in Deutschland: Man muß erst anrufen und sich ankündigen. **Gudula Hörr**

~~Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz~~

T970717.190

Zeilen 59
Bemerkung Umfrage



KLOPFEN STATT LIFTEN FALTENBEHANDLUNG AUF NATÜRLICHE ART

Dieses ist die langjährig erfolgreich bewährte
ORIGINAL-EXKLUSIV-METHODE
weltweit, nur einmal in München

Vitalisierung der Haut über Lymphe und eigenes Blut, absolut natürlich, **streng manuell**, frei von jeder Hilfsmitteltherapie und ohne Geräte, **keine Unterspritzung** und **kein Zuführen irgendwelcher Substanzen!**

Füllen von ersten Fältchen bis hin zu tiefer Einkerbung, Spannkraftaufbau (Wangen, Mund, Augen, Oberlippe), **Lösen von Muskelverhärtungen** (Elastizitätstraining – herbe Züge), **Abbau von Tränensäcken** und Schlupfliedern, **Abbau von Hautunreinheiten**, Akne sowie Narben!

Auch schnelles Aufblühen über ambulante Intensivtherapie möglich: wieder **größere Augen**, wieder **vollere Lippen**, Straffung der Konturen, **FACEFORMING** und **FACEBIOLIFTING**.

Anneliese Hoeren
Absolventin der
Kosmetikfachschule
Dr. med. Robert Etscheit

BOGENHAUSEN, Schumannstraße 9
(2 Gehminuten v. FEINKOST KÄFER)
(tel. Terminreservierung erforderlich)

Tel. 476639

PRAXIS NUR FÜR DAMEN

Eine erste Probebehandlung mit dieser hocheffizienten Methode kostet **DM 136,-**.

Auch fremde Junge erhalten Milch

- Wußten Sie schon, daß ...
- ... Fledermäuse die einzigen fliegenden Säugetiere sind?
- ... bereits vor über 50 Millionen Jahren Fledertiere auf der Erde lebten?
- ... es weltweit etwa 900 verschiedene Arten gibt?
- ... Fledermäuse bis zu 17 Jahre alt werden können?
- ... das Gehirn einer Fledermaus einem Radarschirm entspricht und sie sich mit Hilfe einer Ultraschall-Echoortung orientiert?
- ... der Schalldruck einer schreienden Fledermaus dem eines startenden Flugzeugs entspricht?
- ... Fledermausmütter nicht nur ihre eigenen Kinder säugen, sondern auch andere, die in der Nähe sind?
- ... Fledermausjunge erst nach fünf bis sechs Wochen das Fliegen erlernen?
- ... die kleinste Fledermausart weniger als ein Stück Würfelzucker wiegt?
- ... jeder zum Erhalt und Schutz der Fledermäuse beitragen kann?

Streß im Büro: Schuld hat der Chef

Rom (dpa/taz) – Das italienische Justizsystem ist dem deutschen an Modernität und Menschenkenntnis eindeutig überlegen: Nach einem aktuellen Urteil des italienischen Kassationsgerichts ist nämlich eindeutig der Chef verantwortlich, wenn ein Untergebener vor lauter Streß krank wird. Der Fall: Ein italienischer Angestellter hatte einen Herzinfarkt erlitten, weil er sich eigenen Angaben zufolge in einem unterbesetzten Büro übermäßig abrak-

kern mußte. Er forderte 50 Millionen Lire (50.000 Mark) Entschädigung. Im Gegensatz zu den Vorinstanzen gaben ihm die obersten Richter dann doch recht. Der Chef, stellten sie verbindlich fest, sei vertragsmäßig dazu verpflichtet, auf die physische und psychische Unversehrtheit seiner Mitarbeiter zu achten. Das gelte auch dann, wenn ein Beschäftigter freiwillig Überstunden mache oder wegen seiner Karriere auf Ferien verzichte.

Extrawohnungen für störende Mieter

Hoogezand (dpa) – Störende Mieter sollen im niederländischen Hoogezand in gesonderte Wohnungen ziehen, forderte gestern die Wohnungsbaugesellschaft Volksbelang. Für Leute, die viel Klavier spielen oder sich Hühner halten, sollten Wohnungen am Stadtrand gebaut werden.

In den Niederlanden können verantwortungsbewußte Tierhalter jetzt an speziellen **Erste-Hilfe-Kursen für Hunde** teilnehmen. Während der achtstündigen Fortbildungsmaßnahme geht es um Erste Hilfe bei Unfällen, aber auch um den Umgang mit ganz normalen Hundekrankheiten. Außerdem bekommt man eine Menge nützlicher Hinweise. So ist etwa für eine erfolgreiche Mund-zu-Mund-Beatmung bei einem Hund wichtig, die Schnauze gut zuzuhalten und dann die Luft durch die Nase zu blasen.

■ Sind Sie glücklich?

„Wenn mein Geist frei ist“

■ 11 Uhr, Alexanderplatz. Carla Castor kommt aus Costa Rica und denkt nicht viel an die Zukunft. Sie lebt nur den Moment. Geistige Freiheit bedeutet für sie Glück

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und dem Alexanderplatz um.

Die 30jährige fliegende Händlerin Carla Castor: Ja, weil ich frei bin. Ich lebe sozusagen nicht im System. Wenn mein Geist frei ist, dann bin ich auch frei von allem. Ich habe keine Angst. Ich denke, ich bin zufriedener und freier als viele Leute. Glück ist für mich, gesund zu sein und den Moment zu leben. Also nicht immer in der Vergangenheit zu leben und auch nicht so viel an die Zukunft zu denken. Als ich nach Berlin kam, war ich unglücklich. Denn ich komme eigentlich aus Costa Rica, und alles war anders hier. Ich konnte kein Deutsch, und so hatte ich auch keinen Kontakt mit den Leuten. Da habe ich mir gesagt, ich muß ein bißchen fleißig sein beim Lernen, und dann geht es schon.

Seit vier Jahren bin ich jetzt hier, und die Leute finde ich eigentlich nett, aber sie sind auch ein bißchen komisch. Sie sind manchmal unfreundlich, weil sie denken, wir nehmen ihnen die Arbeit weg. Aber die Leute wollen auch gar nichts anderes machen. Zum Beispiel ein Doktor, der nur als Doktor arbeiten will. Sie wollen nur in ihrem Beruf arbeiten, denn sie haben keine anderen Möglichkeiten im Kopf. Sie sind so engstirnig.

Ich denke nicht an die Zukunft. Es ist besser, wenn ich jeden Tag lebe. Täglich stehe ich hier mit dem Schmuck. So kann ich mit vielen Leuten sprechen. Ich kann den Bauchladen nicht absetzen, denn dann würde ich von der Polizei eine Strafe bekommen. Denn wir haben keine Ausnahmegenehmigung für einen Stand, das genehmigt das Bauaufsichtsamt nicht. Wahrscheinlich wegen der Ordnung. Ich habe nur eine Gewerbebescheinigung und kann hier stehen. **Karen König**

Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz.

T970821.185

Zeilen 58
Bemerkung Umfrage

der Bauverwaltung um das „Gesamtstraßenkonzept“ und eine „Vermeidung der Doppelbenennung“ und nicht um die Benen-

„Es wird nichts passieren“, bekräftigt Reetz, sollte die BVV doch die Benennung des Marlene-Dietrich-Platzes beschließen. bud

ben werde, ob Demissionen geplant seien, war die Frage freilich nicht. Im Rund des Abgeordneten-

schlagen. Es dann spekulieren, denn Machtworte spricht Diepgen nicht. cif

Sind Sie glücklich?

„Ich denke über vieles nach“

11 Uhr, Wittenbergplatz. Lisas schwerster Schlag war der Tod der Mutter. Stiefschwester Irene war am glücklichsten, als ihre Mutter Lisas Vater heiratete

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und dem Alexanderplatz um.

Die 15jährige Lisa Pilshofer: Ja, ich bin glücklich. Es kommt immer auf die Verfassung drauf an. Es ist immer ganz verschieden. Aber jetzt gerade bin ich glücklich. Das ist das ganze Gefühl selbst. Woher das kommt, kann man nicht sagen. Je nachdem, wie auch die Umwelt auf einen einwirkt und wie man selbst sich gerade fühlt. Ich bin eher ziemlich nachdenklich und so. Ich denke über vieles nach. Was man später aus seinem Leben macht, wie sich die Welt jetzt weiter verändert



Lisa und Irene

und entwickelt. Ich hab' derzeit keine Ahnung, was ich später mal machen will. Ich lass' das alles auf mich zukommen. Schauspielerei interessiert mich schon. Aber da ist es halt so, daß man teilweise wenig Chancen hat, da weiterzukommen. Früher hat mich immer die Medizin irrsinnig interessiert. Aber jetzt im Moment habe ich gar keine Ahnung, was mich später mal interessiert.

Wir sind gerade zu Besuch in Berlin. Ich bin hier geboren, lebe aber seit zehn Jahren in einem kleinen Dorf in Österreich. Ich habe mal fünf Jahre hier direkt am Ku'damm gelebt. Der größte Schlag in meinem Leben war, als meine Mutter gestorben ist. Da

war ich elf Jahre alt. Mein Vater hat dann wieder geheiratet. Ich komme jetzt gut mit meiner Stiefmutter zurecht. Jetzt habe ich eine Stiefschwester, eine Halbschwester und noch eine Stiefschwester.

Die 11jährige Stiefschwester Irene: Besonders glücklich machen mich Tiere. Ich habe einen Hasen, zwei Schildkröten und eine Katze. Glück ist für mich ein Gefühl, wie man grad drauf ist oder so. Das merkt man an der Stimmung. Am glücklichsten war ich, als meine Mutter Lisas Vater geheiratet hat.

Barbara Bollwahn

Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz

■ Sind Sie glücklich?

„Musik macht glücklich“

■ ~~11 Uhr, Wittenbergplatz.~~ Obwohl der Geiger Micha Sens eine mit „Üben, üben, üben!“ versauerte Kindheit hatte, ist er dankbar, daß er bei der Musik geblieben ist

~~„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um.~~

Der 34jährige Micha Sens: Ja, ich bin glücklich. Ich habe keine Sorgen. Ich hab' genug Geld, bin gesund, hab' genug Sex und momentan auch keinen Hunger. Mein Geld verdiene ich mit Kunst. Ich spiele freiberuflich Geige. Die Einnahmen reichen mal mehr, mal weniger. Man kann natürlich immer seinen Blick nach oben richten und sagen, ich will noch mehr haben. Aber ich brauche momentan nicht mehr. Glück ist, mich mit allen Dingen, die mich umgeben, zufriedenzugeben.

Dann ist man mittig in sich, und das ist Glück. Ich wünsche mir, nicht krank zu werden. Das ist das Übelste, was einem als Freiberufler passieren kann. Ich habe seit langen Jahren eine feste Beziehung. Sie ist Sängerin. Das ist wunderbar. Es ist die seelische Übereinstimmung. Ganz wichtig ist auch der Geruch und die Interessen, die man hat, daß das auf einer Ebene ist.

Ich bin der Meinung, daß Musik glücklich macht, sonst würde ich das ja nicht machen. Ich spiele am liebsten Camis Saint-Saëns. Meine Eltern, die auch Musiker sind, waren es, die den Wunsch hatten, daß ich Musiker werde. Und da hat man ja nicht viel Einfluß drauf. Das wird dann einfach gemacht, und dann ist die Kindheit rum. Abgesehen von der versauerten Kindheit, bin ich eigentlich sehr dankbar, daß ich das habe, weil es mich, ja, glücklich macht. Meine Kindheit war „Üben, üben, üben!“. Kein Fußball, keine soziale Anerkennung innerhalb der Gruppe. Dadurch bin ich ein bißchen in eine Außenseiterrolle gedrängt worden. Über die bin ich inzwischen aber nicht unglücklich. Ganz im Gegenteil. Was könnte man nachholen? Vielleicht schwimmen lernen. Nein, man kann da nichts nachholen, das ist vorbei. **Barbara Bollwahn**

~~Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz.~~

T970730.211

Zeilen 60
Bemerkung Umfrage

Bellender Polizist bringt Ladendieb zur Strecke

Lancaster/USA (AP) – Mit einer seltsamen, dafür aber wirksamen Methode hat der amerikanische Polizist Vincent Bazain jetzt in Lancaster im US-Staat South Carolina einen mutmaßlichen Ladendieb dazu gebracht, sich zu ergeben. Bazain war dem Verdächtigen in ein Waldstück gefolgt. Dort engagierte er einen verdutzten Arbeiter als „Meute“ und die beiden ahmten täuschend echt Hundegebell nach. Ab und zu rief der Polizist: „Los Junge, faß ihn!“ Der verängstigte Flüchtige gab schließlich auf und bat darum, die Hunde zurückzurufen. „Es funktioniert in 90 Prozent aller Fälle“, sagte Bazain, „kein Verdächtiger will von einem Hund gebissen werden.“

Kindergärtnerin rettet Schützlinge vor Schlange

Hanoi (dpa) – Die Furchtlosigkeit einer Kindergärtnerin aus Vietnam hat sich doppelt bezahlt gemacht: Wie lokale Medien berichteten, bewahrte die Erzieherin und ehemalige Soldatin ihre Schützlinge vor einer zweieinhalb Meter langen Kobra. Das giftige Reptil war im Kindergarten in der Provinz Quang Tri zwischen den Mittagsschlaf haltenden Kindern hindurchgekrochen. Obwohl die Frau bei ihrem beherzten Zugreifen von der Schlange gebissen wurde, konnte sie das Tier bis zum Eintreffen von Helfern festhalten. Sie überlebte den Biß im Krankenhaus. Von Regierungschef Vo Van Kiet wurde sie jetzt mit einer Urkunde und einer Prämie von 430 Dollar ausgezeichnet. Die Summe entspricht zwei Jahreslöhnen.

Unter Strom wegen Bärin

Moskau (dpa) – Sechs Stunden mußte ein Monteur im russischen Fernen Osten auf einem Strommast ausharren, um sich vor einer wütenden Bärenmutter in Sicherheit zu bringen. Wie die Nachrichtenagentur Interfax meldete, hatte der Monteur in seinem Arbeitsbereich im Jüdischen Autonomen Gebiet einen Kontrollgang unternommen, als die Bärin ihn aufspürte. Der Mann sei auf den Strommast geflüchtet und habe die stundenlange Belagerung ausgeessen. Wilderer hatten nach Angaben der regionalen Jagdbehörde am Vortag ein Junges der Bärin getötet und ein weiteres verwundet.

Kinder nehmen Anteil am Altwerden ihrer Großeltern

VON BEATE OFFRICH

Eva Polak: So ist das mit Opa. Verlag Sauerländer, Aarau 1997. 148 Seiten. 19,80 DM. Ab 6 Jahren.

Yvonne van Emmerick: Erdnüsse im Kaffeefilter. Aus dem Niederländischen von Gerold Anrich. Anrich Verlag, Weinheim 1997. 144 Seiten. 24,80 DM. Ab 10 Jahren.

Am Samstag ist Abholtag. Da wird Opa Rudolf fürs Wochenende in die Familie geholt. Olli freut sich riesig, denn Opa Rudolf ist sein bester Freund. Er lebt seit seinem Schlaganfall in einer schönen, alten Villa mit „massenhaft alten Omas und Opas drin“. Obwohl er schon etwas durcheinander ist, kann man doch herrlich mit Opa spielen, meint Olli.

Sind Eltern und Geschwister des öfteren genervt und würden das Wochenende gern einmal anders verbringen, so hat Olli stets Neues im Kopf. Dabei überblickt er in seiner Naivität nicht immer den Ernst der Lage und verliert den Opa schon mal auf dem Rückweg vom Spielplatz oder läßt ihn im Supermarkt zuviel Beerengeist verkosten. Doch als Bindeglied zwischen dem noch lebensfrohen Großvater und den oft überforderten Eltern ist er unersetzlich.

Eva Polak hat ein sehr feinsinniges Buch der Generationen geschrieben, das nicht nur die Unbekümmertheit des Kindes thematisiert, sondern auch den Verdruß des Großvaters darüber, daß es nicht mehr so geht, wie er es will.

Wenn ihm die Eltern manchmal gar nichts mehr zutrauen, straft Olli die vernunftbetonten Erwachsenen Lügen, indem er plant, im Alter auch „über die Stränge“ zu schlagen und soviel Beerengeist wie möglich zu trinken.

■ Sind Sie glücklich?

„Tango hat viel mit Glück zu tun“

■ 11 Uhr, Alexanderplatz. Für den Argentinier Jorge Höning ist Glück etwas sehr Vergängliches. Jeder Mensch ist wie ein Tintenfisch in seiner eigenen Tinte

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um.

Der 52jährige Jorge Höning: Im Moment bin ich glücklich. Aber Glück ist etwas sehr Vergängliches. Es ist unmöglich, daß alle Menschen vollkommen glücklich sind. Es gibt einen sehr schönen französischen Film, in dem ein Mann sehr glücklich ist, weil er vier Frauen hat. Aber leider waren die Frauen nicht glücklich. Daß das Glück des einen das Unglück des anderen sein kann, habe ich erst in Europa kennengelernt, wo das persönliche Glück über den privaten Erfolg empfunden wird. In Lateinamerika, wo nur eine Minderheit privaten Erfolg hat, erfreut sich die Mehrheit an der Gemeinschaft. Hier wirst du als erstes auch nicht gefragt, ob es dir gutgeht, sondern wieviel du verdienst, wieviel Quadratmeter deine Wohnung hat. Alles Dinge, die theoretisch Glück beinhalten, die ich aber nie einen Lateinamerikaner fragen würde.

Gestern war ich in einem Tangolokal. Es ist sehr interessant, daß der Tango für die Europäer wie ein Schmuck ist, für den Latino aber ein Weg, einen anderen Latino zu treffen. Wenn ich unglücklich bin, flüchte ich an solche Orte. Die Tangotexte sind sehr melancholisch. Doch wer traurig ist, identifiziert sich mit den Texten. Deshalb hat der Tango auch mit Glück zu tun, als Gegenstück dazu.

Für einen Latino ist es hier besonders schwer mit der Liebe, die wie ein schwer herzustellender Dialog ist. Jeder Mensch ist wie ein Tintenfisch in seiner eigenen Tinte. Wenn eine fremde Tinte dazukommt, kann es anfangs sehr attraktiv sein, doch dann können Kämpfe zwischen den Kulturen entstehen. Es ist sehr schwer, außerhalb seines eigenen Landes König zu sein. **Barbara Bollwahn**

Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz.

T970710.199

Zeilen 57
Bemerkung Umfrage

■ Sind Sie glücklich?

„Aller guten Dinge sind drei“

■ 11 Uhr Alexanderplatz. Ursula Urhaan hat schon zweimal im Lotto gewonnen. Doch richtig glücklich ist sie wegen der Kinder. „Die haben mir Freude gemacht“

~~„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um.~~

Die 60jährige Ursula Urhaan: Mir geht's gut. Ich bin vierzig Jahre verheiratet, habe vier Kinder, die alle gut versorgt sind. Das ist viel wert. Mein Mann ist arbeitslos, wird aber nächstes Jahr Rentner. Wir haben einen Garten, uns geht es eigentlich, wollen wir mal sagen, nicht schlecht. Man muß was aus dem Leben machen. Man muß auch auf etliches verzichten können. Wir können zum Beispiel nicht viel in Urlaub fahren, das müssen wir uns zusammensparen. Wir geben das Geld aus für gut Essen, für Leben und die Miete und so. Das ist uns wichtiger als wie Urlaub.

Ich hatte schon Glück. Zweimal habe ich im Lotto gewonnen. Man sagt ja, aller guten Dinge sind drei. 1982 waren es 1.000 Mark und 1992 1.034 Mark. Für den Tausender zu DDR-Zeiten haben wir neue Möbel gekauft, damals noch mit Bespickung. Unglücklich war ich nur, wenn die Kinder krank waren. Eins hatte Gehirnhautentzündung und einmal ist eins verunglückt. Das ist aber beides gut ausgegangen. Glücklich bin ich wegen der Kinder. Die haben mir Freude gemacht, kann man so sagen. Die sind ja nun alle zu DDR-Zeiten geboren. Drei Jungs und die jüngste ein Mädchen. Die hat eine schöne Stellung, die ist bei der Polizei. Ein Geschenk von den Kindern kann mich glücklich machen. Vor kurzem habe ich von meinem Sohn, der auf Montage ist, eine goldene Kette gekriegt.

Im Sommerschlußverkauf habe ich eben für meinen Mann eine Lederjacke gekauft und für den Bungalow neue Gardinen. Auch die Kissen sind für den Bungalow. Und die Tochter, die eine neue Wohnung gekriegt hat, hat fürs Bad und die Schlafstube eingekauft. Und wir sind glücklich. **Barbara Bollwahn**

~~Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz~~

Besteckung

T970729.171

Zeilen 59
Bemerkung Umfrage

Wohnungsbau für Fledermäuse

„Morgens 6.30 Uhr. Noch im Halbschlaf schlepe ich mich an die Haustür, um meine Katze hereinzulassen. Doch sie ist nicht allein. Der Anblick von drei toten Fledermäusen macht mich plötzlich hellwach. Das war mein erster Fledermausfund“, erzählte ich einigen meiner Mitschüler.

Während der Sommermonate finde ich fast täglich tote Fledermäuse auf der Türschwelle. Da man einer Katze nicht beibringen kann, daß diese Tierart auf der Roten Liste steht und eine der bedrohtesten in Deutschland ist, beschloß ich, den Fledermäusen zu helfen.

Eine Möglichkeit ist der Bau von Fledermauskästen. Sehr gelegen kam mir da mein Praktikum bei einem Möbelrestaurator, denn in der Werkstatt konnte ich den Bauplan dieser Kästen direkt in die Tat umsetzen. Als erstes waren die unbehandelten Holzbretter passend zuzuschneiden sowie die Innenseiten der Vorder- und Hinterwände aufzurauben. Das ist wichtig, damit sich die Tiere festhalten können. Nach dem Zusammenleimen der Kästen habe ich das Holz noch dunkel gebläut, damit die Wärme länger gespeichert wird. Das Resultat: Nach fast 70 Arbeitsstunden waren zehn Fledermauskästen fertig! Mit Hilfe des Siegener Umweltamtes haben wir bereits vier auf unserem Schulgelände aufgehängt.

Ganz wichtig beim Anbringen der Fledermauskästen ist, daß sie in mindestens fünf Meter Höhe angebracht werden, in südwestlicher Richtung hängen und daß nach Möglichkeit mehrere Kästen zusammen in einer Art Kolonie aufgehängt werden, da Fledermäuse sehr gesellig sind.

Andere Möglichkeiten, Fledermäusen zu helfen, sind zum Beispiel: Baumaßnahmen am Haus auf Spätsommer und Herbst verlegen, da man die Tiere sonst bei der Aufzucht ihrer Jungen oder beim Winterschlaf stören kann; Schlitzlöcher von elf Zentimeter Höhe und dreißig Zentimeter Breite am Dachstuhl als Einfluglöcher erhalten; Holzschutzbehandlungen möglichst vermeiden und das Dach keinesfalls mit imprägnierten Ziegeln, sondern am besten mit Tonziegeln decken.

Jedoch kann es einige Zeit dauern, bis man Glück hat und sich alle diese Bemühungen lohnen. Ein Fledermausexperte berichtete uns, daß es bis zu zehn Jahre braucht, bis die künstlichen Lebensräume wie Fledermauskästen von den sensiblen Tieren erkannt und genutzt werden.

Alte T-Shirts machen schön

London (AFP) – Frauen bevorzugen den Geruch häßlicher Männer. Bei den Männern, so das Ergebnis einer Studie österreichischer Wissenschaftler, die am Donnerstag im *New Scientist* veröffentlicht wurde, sei es genau umgekehrt: Sie fänden den Duft schöner Frauen am verführerischsten. Die Forscher hatten eine Gruppe von Männern gebeten, den Geruch von T-Shirts zu beurteilen, die 17 Frauen drei Tage lang getragen hatten. Eine andere Männer-

gruppe sollte die Attraktivität der Gesichter der Frauen beurteilen. Am erotischsten dufteten demnach jene Frauen, die am besten aussahen. Anschließend wurden die Rollen vertauscht. Das Ergebnis hier: Die Männer mit den schönsten Gesichtern hatten den schlechtesten Körpergeruch. Die Studie offenbare bemerkenswerte Unterschiede in den Eroberungsstrategien von Frauen und Männern, kommentierten die Wiener Wissenschaftler das Resultat.

Von wegen Dreckschwein

Violet Sanders, liebevoll-ironisch auch „Miss Piggy“ genannt, weiß es besser: Schweine seien stubenrein, lernten schneller als Hunde und liebten Musik. Die 46 Jahre alte Niederländerin aus Nieuw Scheemda lebt seit Jahren mit mehreren Schweinen zusammen. Zwar läßt sich auch Sanders gelegentlich Schweinefleisch schmecken, wendet sich aber gegen Massentierhaltung. Demnächst will sie ein „Swiene-Parredies“ errichten, ein Informationszentrum, das helfen soll, Vorurteile gegenüber Schweinen abzubauen. dpa/Photo: dpa

Kamele

Rotfelden, Kreis Calw (dpa/ taz) – Auf dem Gelände des K. melvereins „Fatamorgana“ in Rotfelden sind schon 15 Stunden nach ihrer Teilnahme am Renntag im Hoppegarten bei Berlin am 1. August die 22 Kamele wieder eingezogen und grasen erneut genüßlich auf ihrer Schwarzwälder Heimatweide. „Sie kannten noch nach sechs Wochen Abwesenheit ihren Weg zum Stall und machten Freuden sprünge“, erzählt der 58jährige Landwirt Wilhelm Breitling. Die Tiere bleiben hier. Wir machen mit ihnen größere Touren, damit sie schlank und in Form bleiben. ~~Das~~ will auf einem Kamelepark einrichten. Kritische Töne aus dem Lager der Tierschützer weist Breitling mit sachlichen Argumenten zurück: „In Afrika lebt ein Kamele 95 Prozent der Zeit mit einem hochgebundenem Bein, damit es nicht weglaufen kann. Oder beide Vorderfüße sind zusammengebunden, damit es nur Sprünge machen kann“, sagt Breitling. „Sie finden in ganz Afrika und Indien keine 100 Tiere, denen es so geht wie meinen.“

■ Sind Sie glücklich?

„Wir haben ein schönes Leben“

■ ~~11 Uhr, Wittenbergplatz~~ Die Eheleute Maria und Heinz Unnerstall ~~aus Mainz~~ sind froh, daß sie gesund sind und sich von ihrer Rente alles leisten können

~~„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und Alexanderplatz um.~~

Der 60jährige Renter Heinz Unnerstall: Ich kann net klage. Ich bin froh, daß ich gesund bin und daß es mir gutgeht. Ich hab' vierzig Jahre in Mainz in der Verwaltung bei der Eisebahn g'schafft. Wir sind seit vierzig Jahren verheiratet, haben vier erwachsene Kinder und fünf Enkel und haben das Glück, daß wir noch kein Unglück mitg'macht habe. Wir habe ein eigenes Haus und könne uns alles leisten. Vor allen Dingen gut essen und trinken und ein bißchen was von der Welt sehen.

Die 65jährige Hausfrau Maria Unnerstall: Gesundheit und ein gutes Auskommen, das nenne ich Glück. Politisch kann man ja nichts ändern. Ich habe vier Krebsoperationen an der Speiseröhre gut überstanden.

Er: Wir wollen noch ein bißchen was erleben. Wir fahren öfters nach Amerika, und jetzt sind mir mal wieder zu Besuch in Berlin. Also hier muß man laufend das Portemonnaie aufmachen. Wenn man jedem, der einen nach Geld fragt, was geben würde, hätt' ma selbst bald keins mehr.

Sie: Die Unsauberkeit ist furchtbar. Jeder läßt fallen, was er gerade in der Hand hat. Wir haben ein schönes Leben. Wenn man so lange verheiratet ist, gibt's natürlich auch mal Streit. Aber man weiß, wie man sich wieder zusammenrauft.

Wir sind uns immer treu gewesen. Wenn ich heutzutage jung wäre, würde ich auch nicht an jeden rangehen, schon allein wegen Aids und so. Die Sexualität schläft im Alter zwar ein bißchen ein, aber sie ist immer noch da. Bei ihm erst recht (*lacht*).

Er (*gleichfalls lachend*): Es gibt ja Aufbaumittel.

Sie: Bisher haben wir sie aber noch nicht gebraucht. ~~Plutonia Plarre~~

~~Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz~~

T970815.192

Zeilen 60
Bemerkung Umfrage

Männliche Haie mit Embryonen. Wissenschaftler eines Fischereiforschungsinstituts in Madras wollen schwangere männliche Haie vor der westindischen Küste entdeckt haben. Etwa 40 Prozent der untersuchten Männchen der Art *Iago Omanesis* hatten ausgebildete Eierstöcke. Der Hamburger Zoologe Prof. Claus-Dieter Zander hält eine solche Konstellation jedoch für ausgeschlossen.

Große Hoden Schuld am Fremdgehen. Männer mit großen Hoden gehen einer Studie zufolge eher fremd als ihre kleiner bestückten Geschlechtsgegnossen. Forscher der Universität Manchester untersuchten innerhalb von acht Jahren 80 Studenten. Die zwölf Männer, die ihren Partnerinnen untreu geworden waren, hätten alle größere Hoden als der Durchschnitt gehabt. Die durchschnittliche Größe der Hoden, die mit einem Spezialgerät gemessen wurden, lag nach Angaben eines Wissenschaftlers bei 24 Kubikzentimeter. Die größten Exemplare erreichten 52 Kubikzentimeter. Das ist größer als zwei aufeinanderliegende Streichholzschachteln.

Streicheln in der Kindheit gegen Streß im Alter

Kanadische Untersuchung: Verschleiß des Nervensystems geringer

WASHINGTON, 11. September (dpa). Je mehr Körperkontakt ein Säugling genießt, desto besser ist er gegen Streß in späteren Jahren gewappnet. Diesen Schluß leiten kanadische Forscher aus Tierversuchen ab. Sie fanden heraus, daß Jungtiere, die vom Muttertier viel körperliche Zuwendung erhielten, ein Abwehrsystem gegen Streß entwickelten. Entscheidenden Einfluß hatte der Mutter-Kontakt bei den Ratten vor allem in den ersten zehn Tagen ihres Lebens. Michael Meaney und Kollegen von der McGill-Universität in Montreal stellen ihre Beobachtungen in der Zeitschrift „Science“ vor. Die Unterschiede in der Streßabwehr waren bei den Ratten noch im Alter von 26 Monaten zu erkennen. Das bedeute, daß der Effekt des frühen Körperkontakts auf das Adrenalin-System ein Le-

ben lang anhalte, schreiben die Autoren. Mit viel Körperkontakt bedachte Tiere sonderten auch weniger Glucokortikoide ab. Diese Hormone werden in Streßsituationen ausgeschüttet und können im Überschuß schädliche Folgen haben. Unter anderem beschleunigen sie im Alter den Verlust einer bestimmten Klasse von Nervenzellen. Tatsächlich zeigten die als Neugeborene am besten versorgten Tiere in späteren Jahren weniger Verschleißerscheinungen des Nervensystems als andere Tiere mit weniger Körperkontakt. Der Langzeiteffekt körperlicher Stimulation bei Neugeborenen war schon vor 40 Jahren von Seymour Levine festgestellt worden. Niemand habe sie jedoch mit so vielen Details untermauern können wie jetzt die Gruppe um Meaney, heißt es in einem Kommentar in „Science“.

Für Schnauzen mindestens Schutzfaktor 12

Vor den Tücken der Sommersonne müssen sich nach Meinung britischer Tierschützer auch Haustiere in acht nehmen. Nach britischen Zeitungsberichten hat der „Veterinärverband für kleine Tiere“ aus gegebenem Anlaß allen Haustierbesitzern empfohlen, vor allem Schnauzen und Ohren ihrer Hunde und Kat-

zen mit Sonnenschutzcreme einzureiben. Zu starke Sonnenstrahlung würde die haarlosen Körperpartien sonst verbrennen, was Tumore auslösen kann, die wiederum schlimmstenfalls zu Amputationen führen, warnte der Verband. Stark verunsichert durch die Warnung sind nun auch Bauern, die um die Euter

ihrer Kühe fürchten, und Amphibienbesitzer. Die Leiter einer Farm für seltene Tierarten bei Carlisle folgten nach Angaben der Tageszeitung *Times* dem Ratsschlag jedenfalls prompt. Sie behandelten ihre vietnamesischen Hängebauchschweine vorsorglich mit Sonnenschutzfaktor 15.

Foto: AP

DELIKATE MILBEN krabbeln zu Millionen in den Holzkisten von Christine Siebert umher. Dort produzieren die kleinen Spinnentiere eine uralte Spezialität aus Sachsen-Anhalt, deren Rezept die 34 Jahre alte Laborantin wieder ausgegraben hat: den Würchwitz Milbenkäse. Kenner knuspern den „Milnkäs“ zu Bier oder Kakao – mitsamt der achtbeinigen Spinnchen. Die Rezeptur für den Krabbelkäse ist geheim. Nur soviel verrät Christine Siebert:

Grundlage für den Käse ist getrockneter Quark. Der wird gewürzt und dann zwei Monate zu den Milben gelegt. Deren Ausscheidungen machen aus dem Quark den Milnkäs, der ähnlich schmeckt wie ein Harzer Käse. Wie die Milben in die Gegend und schließlich in den Käse kamen, weiß heute niemand mehr. Die Würchwitz Spezialität könnte berühmt werden: Dem Käse wird ein positiver Einfluß auf die Manneskraft nachgesagt.

Photo: AP

■ Sind Sie glücklich?

„Der Arzt rät: Rauchen Sie ruhig weiter“

■ 11 Uhr, Wittenbergplatz. Immer wenn er hustet, hat Günter Konarski Schmerzen in den Rippen. Aber glücklich ist er bei einer Zigarette zum Cappuccino

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich jeweils um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um.

Der 87jährige Rentner Günter Konarski: Nee, ich hab' Schmerzen in der Brust. Ich soll mir vom Husten meine Rippen gebrochen haben. Die Ärzte wollten zuerst einen Preßverband machen, haben sie gesagt, aber dann krieg' ich keine Luft, weil's zu eng ist. Wenn ich huste, tut es richtig weh. Natürlich dürfte ich nicht rauchen. Aber meine Ärztin hat gesagt: Rauchen Sie mal ruhig weiter. Ich glaub', wenn ich jetzt Nichtraucher würde, würd' es mir noch schlechter gehen. Ich rauche seit Rußland 1942, seit dem Krieg, seitdem ich Angst hatte. Da haben die Leute gesagt: Nimm 'ne Zigarette, das hilft einem ein bißchen drüber weg. Wenn ich gerade nicht huste, geh' ich ein bißchen was einholen. Meine Frau liegt zu Hause im Bett, und ich koche dann. Wir sind nun seit 40 Jahren verheiratet, 40 Jahre... Aber meine Kinder sind aus erster und zweiter Ehe, die sehe ich nicht mehr. Wenn man geschieden ist und die Kinder beim andern sind, ist man immer der Deibel. Manchmal erinnere ich mich bewußt an die Vergangenheit zurück, manchmal kommt eine Erinnerung, weil ich was geträumt habe. Erlebt hab' ich ja schon einiges. Als ich geboren wurde, da gab's noch 'n Kaiser. Gelernt hab' ich vor dem Krieg kaufmännischer Angestellter in einem der größten Hotels, im Europäischen Hof an der Dorotheenstraße. 1954 bin ich aus der Gefangenschaft gekommen – und 18 Jahre 'n Bus gefahren. Gut geht es mir eigentlich, wenn ich hier sitze, einen Cappuccino trinke und eine Zigarette rauche. In die vollen kann ich nicht nicht mehr gehen. Alkohol trinke ich schon seit 26 Jahren nicht. Aber wenn ich hier sitze, geht's mir gut. Das Rauchen macht mir immer noch Spaß. **Basil Wegener**

Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz.

T970725.179

Zeilen 59
Bemerkung Umfrage

16.07.1997. TAZ-BERLIN Nr. 5279 Seite 20. Ressort Berlin Interview
von Barbara Bollwahn

■ Sind Sie glücklich?

„Am allerglücklichsten beim Orgasmus“

■ 11 Uhr, Wittenbergplatz. „Man soll jeden Tag wie ein neues Leben beginnen“, meint Katharina Nowicka. Wichtig sind Arbeit, Freunde und „etwas fürs Herz“

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um.

Die 29jährige Zahnarzthelferin Katharina Nowicka: Momentan ist mein Glück ein bißchen behindert, weil mir vor einer Woche der Meniskus rausgesprungen ist. Aber ansonsten bin ich glücklich. Sorglosigkeit bildet für mich persönlich das Glück. Klar, Probleme hat jeder. Aber man soll halt jeden Tag wie ein neues Leben beginnen, mit Kreativität und Spontanität. Vor ungefähr drei Monaten habe ich hier auf dem Wittenbergplatz einen Albaner kennengelernt und ihm zur Adoption verholphen. Ich habe ihn mit einer Freundin bekannt gemacht, die sich schon immer Kinder gewünscht hat und keine bekommen kann. Ich hoffe, daß es klappt. Obwohl ich eigentlich nichts davon habe, macht mich das glücklich. Man geht dann mit einem Lächeln auf die Straße. Ich sollte heute arbeiten, bin aber nicht hingegangen. Gestern habe ich probegearbeitet. Obwohl ich das Geld unheimlich dringend brauche, sehe ich nicht ein, daß ich mich für 9,50 Mark auf dem Fleischmarkt in der Beusselstraße kaputtmachen soll. Jetzt gehe ich halt zum Arbeitsamt, melde mich arbeitslos und versuche, in meinem alten Beruf als Zahnarzthelferin einen Job zu finden.

Anfang des Jahres habe ich mich beworben, die haben erzählt, daß ich zu alt und zu teuer bin. Die suchen halt Leute, die sie noch modellieren können. Aber ich finde bestimmt eine Praxis, wo man auf andere Kriterien steht und auf Leute wie mich. Am allerglücklichsten bin ich beim Orgasmus. Das ist etwas, was jeder hat, aber keiner spricht drüber. Es ist schon Monate her, daß ich ganz besonders glücklich war (*lacht*). Es ist nicht so einfach, tolle Männer kennenzulernen. Ich hatte einen getroffen. Aber da war ich bißchen angetrunken und hab' aus Spaß gesagt, ach hau ab. Und dann ist er wirklich abgehauen. Na ja, jetzt will ich erst einmal Arbeit haben. Wichtig sind auch Freunde, die einen aufbauen – und etwas fürs Herz. Die Probleme, die ich habe, haben tausend andere Leute auch. Das ist halt normal.

Einmal ging's mir richtig schlecht, als mein Freund, mit dem ich unheimlich lange zusammen war, Schluß mit mir gemacht hat. Da bin ich in die Klapse gekommen. Die Zeit, mich wieder aufzubauen, das war ziemlich hart. Wenn's mir schlechtgeht, mache ich zu Hause eine Kerze an, kaufe mir Blumen und Räucherstäbchen, lese meine alten Tagebücher durch oder kaufe mir eine schöne Frauenzeitung. Jetzt schreibe ich keine Tagebücher mehr, ich mag diese Kontrolle nicht mehr. Ich will einfach frei sein. ~~Bar~~
~~bara-Bollwahn~~

Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz

T970716.185

Zeilen 84
Bemerkung Umfrage

■ Sind Sie glücklich?

„Man kann nicht alles haben“

■ 11 Uhr, Wittenbergplatz. Rainer Hagendorf ist trotz Fahrradunfall glücklich, weil er Arbeit und zuverlässige Freunde hat. Nur eine Partnerin fehlt ihm noch

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und dem Alexanderplatz um.

Der 37jährige Greenpeace- Aktivist Rainer Hagendorf: Mein Glück ist ein geteiltes Glück. Zum einen habe ich in meinem Beruf als Umweltschutztechniker einen Arbeitsplatz – das ist heute ja schon ein ziemliches Glück. Außerdem bin ich sehr zufrieden, in der Berliner Greenpeace- Gruppe arbeiten zu können, was mir sehr viel Spaß macht. Demgegenüber habe ich aber in letzter Zeit leider das Pech gehabt – wie man auch an meiner Kopfwunde sieht –, als Radfahrer in zahlreiche Auseinandersetzungen im Verkehr verwickelt worden zu sein. Mit Leuten, die einfach Fahrerflucht begehen, mir die Vorfahrt nehmen, mich von der Straße hupen und auf das übelste beschimpfen. Solche Aggressionen gegenüber Schwächeren auf der Straße nehmen in dieser Stadt ständig zu. Diese ärgerlichen Dinge im Alltag überschatten die eigentlich sehr gute Phase, die ich gerade habe.

Insgesamt kann ich eine positive Glücksbilanz ziehen, denn ich habe sehr nette Freunde. Das sind Leute, die man wirklich als Freunde bezeichnen kann, die nicht oberflächlich sind, auf die ich mich immer verlassen kann. Außerdem habe ich einen schönen Urlaub in den Masuren hinter mir. Dort sind die Menschen gastfreundlich, es gibt wenig Autos, und man ist als Radfahrer nahezu gleichberechtigt. Was mir im Moment zu meinem absoluten Glück allerdings noch fehlt, ist eine nette Partnerin. Das ist im Moment nicht der Fall, aber gut, man kann vielleicht auch nicht alles haben.

~~Als taz-Abonnent bin ich übrigens auch sehr glücklich, auch wenn ich finde, daß manche Artikel zu lang sind und der Autor zu spät auf den Punkt kommt. Sabine Möhring~~

~~Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz~~

T970818.182

Zeilen 58
Bemerkung Umfrage

Schön ist nie schön genug

Brasiliens plastische Chirurgen jubeln: Seit Silikon in den USA verboten wurde, haben sie noch mehr Zulauf

Nirgendwo auf der Welt gibt es so viele Schönheitschirurgen wie in Los Angeles und Rio de Janeiro. Das muß am Licht liegen. Bevor die Stars und Sternchen sich unter die Scheinwerfer der Studios oder an den Strand der Copacabana trauen, lassen sie sich den Busen heben, die Runzeln liften und die Zellulitis abschmirgeln.

1997 hat Rio zum erstmalig die kalifornische Konkurrenz überflügelt. Brasilien ist führend in der Schönheitschirurgie; hier gebe es „die besten Techniken und die besten Chirurgen für Brustoperationen, Fettabsaugung und Haarverpflanzung“, jubelt die brasilianische Gesellschaft für plastische Chirurgie. Deren Fleiß kann auf 150 000 Operationen pro Jahr verweisen.

Seit das amerikanische Bundesgesundheitsamt FDA Silikonimplantationen verboten hat, pilgern immer mehr US-Ladys an den Zuckerhut, verschwinden für ein paar Tage in den *clínicas de beleza e saúde*, diskreten Kliniken für „Schönheit und Gesundheit“, um bald danach glücklich und verjüngt nach Hause zurückzukehren. Noch seien die schädlichen Wirkungen des Materials nicht erwiesen, heißt es in Brasilien. Die staatliche Gesundheitsbehörde verläßt sich, wie die jungen Frauen, auf das Wort der Chirurgen.

Die seien, so meint Rios berühmtester Schönheitsarzt Ivo Pitanguy, besonders vertrauenswürdig: „Wir sind nicht nur gute Techniker. Unser Verständnis für die Patientinnen ist für die Diagnose wichtig. Der brasilianische Arzt mag seine Patienten.“ Vor allem die privaten, sollte hinzugefügt werden, denn auch in Brasilien zahlt keine Versicherung 3000 Reais (5000 Mark) für die Verformung eines Zinkens in ein nettes Näschen und auch keine Rechnung über 1500 oder 4000 Reais für bikinigerechte, fettentsaugte Bäuche. Für 25 000 Brasilianer steht ein plastischer Chirurg zur Verfügung, das ist Weltspitze, und es kommt noch besser: Jährlich verlassen fast fünfhundert junge Spezialisten die Fakultäten. Zukunftssorgen bedrücken sie nicht.

Einer Umfrage zufolge wünschen sich 55 Prozent der Frauen in São Paulo eine chirurgische Veränderung ihres Äußeren. Bauch, Busen, Gesicht – die Reihenfolge der bevorzugten Korrekturzonen spiegelt ihre Nöte im heißen Klima. Was sich in kalten Regionen unter wärmender Kleidung, Stretch-Jeans oder straffenden Bodys kaschieren läßt, liegt hier jedes Strandwochenende vor aller Augen bloß.

■ Sind Sie glücklich?

„Wir müssen doch zusammenhalten!“

■ 11 Uhr, Wittenbergplatz: Dorit Kutkat war insgesamt siebzehn Jahre in einer Nervenheilanstalt. Mit Männern will sie nichts mehr zu tun haben

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11-Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und dem Alexanderplatz um.

Die 60jährige Rentnerin Dorit Kutkat: Ja, ich bin zufrieden. Manchmal bin ich in einer traurigen Stimmung, aber im großen und ganzen bin ich glücklich. Ich war 17 Jahre lang in einer Nervenheilanstalt. Immer mal wieder ein halbes Jahr oder so. Ich war schwer krank. Angefangen hat es 1972 durch Männergeschichten. Mich haben die Männer geschlagen, mein Geld wollten sie haben. Und dann bin ich so krank geworden. Aber jetzt bin ich frei. Ich will keinen Mann mehr sehen. Ich bin Alkoholikerin und trinke so meine zwei, drei Bier am Tag. Glück ist für mich Zufriedenheit. Daß man mit dem Leben, das man hat, zufrieden ist und nicht nach den Sternen greift. Es gibt Leute, die wollen nur Geld haben. Gut, ich möchte auch Geld haben, um zu überleben. Aber nur gerade soviel, daß es hilft, den Tag rumzubringen. Ich gehe zur Therapie, Arbeitstherapie nennt sich das. Da machen wir Stempeln, Adressenschreiben, also verschiedene Arbeiten. Ich muß zugeben, ich kriege eine Rente von 1.500 Mark und von der Firma 500 Mark extra.

Im Moment bin ich auf Achse, mal mit dem reden, mal mit dem reden. Ich brauche das Gespräch. Wie waren eine nette Therapiegruppe, fünf Jahre lang, vier Leute waren wir. Das ist aber leider auseinandergegangen (*weint*). Seitdem habe ich keine richtige Lust, dahin zu gehen. Das gibt mir nichts. Wir hatten so ein gutes Verhältnis, psychisch auch. Wir haben gelacht, Witze erzählt. Wegen einer Frau ist das auseinandergegangen. Die hat immer nur rumkommandiert, die ist gar nicht auf die anderen eingegangen. Wir psychisch Kranken müssen doch zusammenhalten. Wir müssen jeder auf den anderen eingehen. Das ist wichtig. **Corinna Budras**

Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz.

T970820.191

Zeilen 60
Bemerkung Umfrage

Femme fatale frißt Männchen

Der Volksmund verharmlost sie als „Glühwürmchen“. Doch von den rund 2000 Arten der Leuchtkäfer, so die zoologische Bezeichnung, leben viele von Täuschung und fressen verwandte Arten. Wie sich nun herausstellt, schlucken sie mit ihrem Opfer auch abschreckende Gifte, die sie selbst nicht synthetisieren können. Artsspezifische Blinkmuster weisen den Leuchtkäfern in der Dunkelheit den Weg zu einem Sexualpartner. Weibchen der nordamerikanischen Gattung *Photuris* senden jedoch nicht nur das eigene Blinkmuster. Sie kennen auch das Signal von *Photinus*-Weibchen, die im selben Lebensraum leuchten und leben.

Ist den *Photuris*-Weibchen nach Fressen, dann locken sie mit ihren optischen Täuschungssignalen artfremde *Photinus*-Männchen, die prompt in ihr Verderben fliegen. Mit dieser Mimikry stillen die Femmes fatales, wie sie der Entomologe Thomas Eisner nennt, jedoch nicht nur ihren Hunger. Der Wissenschaftler an der Cornell University in Ithaca (Bundesstaat New York) hat jetzt bewiesen, daß die Weibchen dabei auch abschreckende Gifte von ihren Opfern aufnehmen und im Blut speichern (*Proceedings of the National Academy of Sciences*, Bd. 94, S. 9723). Werden die täuschenden Leuchtkäfer nun von Ameisen, Spinnen oder Vögeln attackiert, pressen sie einen Tropfen Blut mit dem Gift hervor. Und die Beutefänger suchen, wie Thomas Eisner in Experimenten gezeigt hat, das Weite.

Mit Durchlaucht durchgebrannt

Caroline Hanken würdigt die Mätressen / Von Hans Pleschinski

Wenn der Sonnenkönig mit dem Wagen ausfuhr, dann war das ein spektakuläres und nicht immer ganz friedliches Ereignis: „Dann saß der König in seiner Kutsche, rechts neben sich die Königin, links seine Mätresse und ihm gegenüber seine vorige Mätresse, die aufzugeben er sich weigerte. Dieser Umstand führte zu Spannungen, an denen die Königin jedoch wenig ändern konnte.“

Nicht diesem unvergleichlichen König und seiner Frau, sondern den Damen linkerhand und ihm gegenüber ist Caroline Hankens Buch gewidmet. Die eine war vermutlich Madame de Montespan, die andere Louise de la Vallière. Über letztere schrieb Sainte-Beuve: „Madame de la Vallière bedeutet für uns das verkörperte Ideal der Geliebten mit allen Eigenschaften, die wir erträumen: Treue, Uneigennützigkeit, empfindsame Zartheit ... Das Aschblond ihres Haars, die durchsichtige und doch lebendige Weiße, die Sanftmut ihrer blauen Augen verbanden sich mit dem süßen, herzerwinnenden Klang ihrer Stimme, alles vereinte sich bei ihr zu vollkommener Harmonie.“

Louise de la Vallière nahm später in jungen Jahren heiter den Schleier. Gleichfalls in ein von ihr selbst gegründetes Kloster mußte sich Athénaïs de Montespan zurückziehen, die bei der Kutschpartie des Königs noch die tonangebende Dame Frankreichs gewesen war.

„Vom König geküßt. Das Leben der großen Mätressen“ lautet der Titel der Studie von Caroline Hanken, er führt un-

nötig in die Irre. Im Zentrum stehen nämlich die Grandes Dames Frankreichs, nicht ihre Kollegin in Dresden-Warschau, die Gräfin Cosel, oder Madame des Ursins, die von Madrid aus über das spanische Weltreich gebot. Überdies kommt auch die gewaltige „maitresse-en-titre“ Madame de Maintenon, die spätere heimliche Gattin Ludwigs XIV., etwas kurz. Sie galt als eine derartige europäische Attraktion, daß Peter der Große noch bei der über achtzigjährigen, verwitweten Greisin ins Schlafgemach drang, um sie wortlos von allen Seiten anzustarren.

Caroline Hanken geht es nicht darum, süffig und lückenlos Lebensläufe zu rekonstruieren. Die gelungen ausgeführte Absicht der Niederländerin war es, mit den Klischees über die Liebesgefährtinnen der Monarchen aufzuräumen und, wohl erstmals, eine Entwicklung der öffentlichen Rolle dieser mitunter leider vergessenen Frauengestalten nachzuzeichnen. Einige von ihnen hatten wichtige, offizielle Ämter in „europäischer“ Politik inne, als „maitresse-declaree“ oder sogar als „maitresse-en-titre“.

Hofhaltungen hatten sich bis ins siebzehnte Jahrhundert oft auf Wanderschaft von Schloß zu Schloß befunden. Zu solcher Instabilität schienen sich auch die Liebschaften zu fügen, welche die Herzen da oder dort entflammten, verwirrten, bereicherten. Schwer zu fassen ist daher auch das kulturpolitische Gewicht einer Diane de Poitiers, Favoritin Heinrichs II., oder der Gabrielle d'Estrées, die irdische Selig-

Mit-Erfinderin des Glanzes von Versailles. Die repräsentativen, exquisiten Vergnügungen im Königsschloß, die ins ganze Abendland ausstrahlten, gingen auf ihre Einfälle, ihre Konversation, ihr Ingenium zurück. Ihre Bedeutung unterstrich sie auch durch planvolle Innovationen: „Eine neue Mode hatte nämlich die meiste Aussicht auf Erfolg, wenn sie von mehreren Frauen gleichzeitig lanciert wurde. Darum ließ Madame de Montespan ihre Hofdamen alle am selben Tag mit der gleichen Frisur bei Hof erscheinen.“ Durch fortwährende Perfektion ihres Auftretens forcierten die Mätressen geradezu die Etikette des höflichen Tons und der mustergültigen Erscheinung.

Antoinette Poisson, später gemarkgrafe Madame de Pompadour, vollendete den Weg ihrer Vorgängerinnen hin zu einem Amt, das schwieriger kaum sein konnte. Die melancholische Geliebte und Ratgeberin eines melancholischen Monarchen war die erste Bürgerliche, die durch Geist und Liebreiz den Posten der „maitresse-en-titre“ einnahm. Sie protegierte Literaten und Architekten; unter anderem schänzte sie ihrem Stiefvater das Amt des Generalintendanten der königlichen Bauten zu und plante mit ihrem Bruder die Manufaktur von Sévres.

Madame de Pompadour wurde zu einem zweiten Ministerkollegium, nicht schlechter und nicht besser als das eigentliche. „Das Arbeitsgebiet, das sie sich selbst schuf, war um vieles größer als das ihrer Vorgängerinnen, und das machte ihr Leben anstrengend. Offiziell fing ihr Tag um acht Uhr mit der Morgenmesse an, doch dann war sie schon Stunden mit ihrer Toilette beschäftigt gewesen. Nach der Messe machte sie der Königin und der Dauphine ihre Aufwartung. Danach empfing sie Höflinge, schrieb Briefe, stellte die Liste der Geladenen zusammen und traf Vorbereitungen für das Dinner des Königs. Mittags ritt sie aus oder ging auf die Jagd; der Rest des Tages war dann bis zur Nacht mit geselligem Zusammensein bei Hofe gefüllt. Oft war sie bis zwei oder drei Uhr in der Nacht auf den Beinen. Darunter litt ihre Gesundheit, doch sie sah keinerlei Möglichkeit, etwas daran zu ändern. Die Angst, durch eine andere ersetzt zu werden ... begleitete sie ständig. 1764 starb sie dreißigjährig an Erschöpfung.“

Der Glanz des Königtums verlosch allmählich. Mit dem Kulturzentrum Paris, seiner Vielfalt des geistigen Lebens, seiner bürgerlichen Gewissenhaftigkeit konnte selbst die einflussreichste Mätresse nur noch mit Mühe konkurrieren. Aus intemem Klatsch über die Liebhaberinnen wurden Schmähungen, die den großen Umsturz andeuteten: „Man legte mir das allgemeine Elend zur Last, die verkehrten Pläne des Kabinetts, den Mißerfolg des Krieges und die Triumphe unserer Feinde. Man klagt mich an, daß ich alles verkaufte, in allem meine Hände hatte, alles beherrschte. Eines Tages passierte es tatsächlich, daß ein wackerer alter Mann sich beim Dinner dem König näherte und ihn bat, er möchte ihn doch gütigst der Frau von Pompadour empfehlen. Alle lachten hell auf über die Einfalt des armen Mannes; aber ich – ich lachte nicht.“

Nach Athénaïs de Montespan, den vier Schwestern de Nesle und der Pompadour kann der Epilog des Buchs über die langwierige Institutionalisierung von Mätressen nur noch als fader Abspann daherkommen. Bis auf wenige Ausnahmen, etwa bei Ludwig I. und Lola Montez, war von verfassungsrechtlich gebundenen Staatskern keine Erhebung einer Mit-Herrscherin mehr zu befürchten. Heute ist die Privatsphäre ein Luxusgut, das je nach Marktwert von den Medien respektiert oder entblößt werden kann. Geschicht letzteres, bleibt Zartes und Schwieriges selten vor Banalisierung bewahrt.

Caroline Hanken schließt ihr Buch mit einem ungewöhnlichen Fall: „Mitterrands Geliebte Anne Pingeot und ihre Tochter Mazarine standen neben seiner Ehefrau Danielle und deren beiden Söhnen am Grab des einstigen Staatsoberhauptes. So wurde die Mätresse des Präsidenten noch nach seinem Tod von der Öffentlichkeit anerkannt.“

Caroline Hanken: „Vom König geküßt. Das Leben der großen Mätressen. Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby. Berlin-Verlag, Berlin 1997, 280 S., Abb., geb., 39,80 DM.“

■ Sind Sie glücklich?

„Ich versuche, das Beste daraus zu machen“

und ■ ~~11 Uhr, Alexanderplatz, Kabelmechaniker, Bereitschaftspolizei, Totschlag. Walter Hennig verkauft den „Straßenfeger“ und ist „eigentlich ganz froh“~~

~~„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich jeweils um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz im.~~

Der 47jährige Walter Hennig: Ich bin schon froh, daß das Wetter etwas günstiger zum Zeitungverkaufen ist. Um glücklich zu sein, müßte ich endlich mal wieder eine Wohnung und eine Arbeit kriegen. Aber ansonsten bin ich eigentlich ganz froh. Ich bin gesund und kann die Obdachlosenzeitung verkaufen. Seit vorigem Jahr habe ich keine Wohnung. Da blieb mal das Wohngeld weg, und von 780 Mark Arbeitslosenhilfe 485 Mark Miete bezahlen geht ja nicht. Das Sozialamt streckt auch nicht jedesmal das Geld vor, irgendwann wollen sie das wiederhaben, das ist ja kein Geschenkartikel. Aber ich habe jetzt wieder ein festes Dach über dem Kopf. Bekannte haben ein leerstehendes Haus, da passe ich, auf deutsch gesagt, auf, daß keiner die Scheiben einkloppt.

Am glücklichsten war ich 1972, bei der Geburt meines ersten Kindes. Doch wir haben keinen Kontakt mehr. Ich bin damals leider für acht Jahre in den Vollzug gekommen. Ich hatte sogar dreizehn Jahre gekriegt, weil das nicht mein erstes Mal war. Aber wenn mir jemand was wegnehmen will, und ich sage: „Laß das bitte sein, sonst haue ich dir auf die Finger!“, und der nimmt mir das trotzdem weg... na ja, da habe ich ihm eine geknallt. Es war mein Pech, daß ich ihn genau am Kehlkopf getroffen habe. Das war natürlich sein Tod. Man hat mir auch zur Last gelegt, daß ich in drei Jahren Bereitschaftspolizei gelernt haben müßte, was dabei passieren kann. Aber das weiß man doch vorher nicht. Den Job, den ich gelernt habe, gibt's heute wahrscheinlich gar nicht mehr. Ich habe im Kabelwerk Oberspree Drahtzieher gelernt. Mir ging's früher besser. Ich versuche, das Beste daraus zu machen. **Barbara Bollwahn**

Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz

T970722.179

Zeilen 59
Bemerkung Umfrage

Eine Fledermaus frißt im Sommer bis zu einem Kilogramm Insekten

Interview mit dem Biologen Dr. Martin Wiedemann vom Umweltamt der Stadt Siegen.

? Welche Funktion erfüllt die Fledermaus im Ökosystem?

Wiedemann: Die Fledermäuse fressen die nachtaktiven Insekten und diejenigen, die die tagaktiven Vögel nicht gefangen haben. Eine einzige Fledermaus frißt während eines Sommers 0,5 bis 1 Kilogramm Insekten. Dieses würde der Menge von einer viertel bis einer halben Million Stechmücken entsprechen. Somit erfüllen sie eine wichtige Funktion im Ökosystem.

? Wie viele Fledermausarten gibt es in Deutschland und welche von ihnen kommen im Siegerland vor?

Wiedemann: In Deutschland gibt es 22 Arten. Im Siegerland kommen die Zwergfledermaus, das Braune Langohr, das Mausohr, die Wasserfledermaus, der Kleinabendsegler, die Fransenfledermaus, die Große und Kleine Bartfledermaus häufiger vor. Es wurde aber auch die Zweifarbenfledermaus, die häufiger in Osteuropa ist, gesichtet. Erfreulich ist, daß sich für Deutschland die Hauptpopulation der Zwergfledermäuse im Siegerland befindet.

? Stehen Fledermäuse unter Naturschutz?

Wiedemann: Ja, alle 22 in Deutschland vorkommenden Arten stehen bereits seit 1936 auf der „Roten Liste der vom Aussterben bedrohten Tier- und Pflanzenarten“.

? Was sind die Ursachen für die Gefährdung?

Wiedemann: Es gibt viele Faktoren. Ein wichtiger ist der Verlust von Sommer- und Winterquartieren. Zum Beispiel fehlen ihnen Sommerquartiere wie Dachböden und

Mauerspalt. Früher konnten Fledermäuse noch Zuflucht in alten Gebäuden, Scheunen und Gemäuern finden, aber die werden heute leider zu oft so saniert, daß die Tiere keinen Zugang mehr haben. Auch die Zerstörung von Landschaft entzieht ihnen die lebenswichtigen Jagdbiotope, und der massive Einsatz von Pestiziden in der Land- und Forstwirtschaft hat zur Folge, daß die Anzahl vieler Beutetiere der Fledermäuse zurückgegangen ist. Außerdem sterben Fledermäuse vom Verzehr vergifteter Insekten. Jedoch wurde durch Stollenkontrollen festgestellt, daß sich die Fledermausbestände im Siegerland und im Wittgensteiner Land langsam erholen. Man kann erfreulicherweise sagen, daß der Kreis Siegen-Wittgenstein die größte Zwergfledermauspopulation in Nordrhein-Westfalen hat.

? Kann das Umweltamt verhindern, daß alte, hohle Bäume, in denen Fledermäuse Zuflucht finden, gefällt und dem Wald entnommen werden?

Wiedemann: In den etwa 1000 Hektar Wald, die der Stadt Siegen gehören, sind dem Stadtförster die Höhlenbäume bekannt und werden nicht geschlagen. Ähnlich sieht es in den staatlichen Wäldern aus, wo so neben den Fledermäusen auch die Bestände von Spechten und andere Baumhöhlenbewohner gefördert werden.

? Nehmen Sie auch Einfluß auf die Schließung von Stollen?

Wiedemann: Die Schließung eines Stollens durch das Bergamt können wir grundsätzlich nicht verhindern. Aber wir haben erreicht, daß einige Stollen mit Gittertoren verschlossen wurden und daß man beim Zumauern von Stollen eine 15 mal 40 Zentimeter große Spalte für die Fledermäuse freiläßt. Außerdem führen wir eine Stollenkartierung durch.

Die Fragen stellten Markus Tomus und Samir Koudhai.

Kate Adie, Chefkorrespondentin der BBC, arbeitet seit fünfzehn Jahren in den Kriegs- und Krisengebieten dieser Welt. Ein Interview von ■ Ulrike Helwerth

„Ich spiele nicht den Helden“

Kate Adie begann ihre Karriere als Inlandskorrespondentin der BBC in Nordirland. Seither sind gewalttätige und kriegerische Auseinandersetzungen ihr täglich Brot. So berichtete sie 1989 hautnah über das Massaker auf dem Platz des Himmlichen Friedens in Beijing. Nach ihrer Rückkehr wurde sie zur „Chief News Correspondent“ des BBC-Fernsehens ernannt. Sie erhielt zahlreiche namhafte Preise.



Kate Adie: „Im Krieg ist das Leben intensiver“

Foto: Ruth Westerwelle

taz: Heißt über den Krieg zu berichten, in den Krieg zu ziehen?

Kate Adie: Meine Definition von Berichterstattung ist sehr altmodisch und sehr puritanisch: Man muß berichten, was man sieht und hört. Ich halte wenig davon, in Hotels herumsitzend und mit Leuten in der Bar zu reden oder mit Taxifahrern. Für mich ist echte Reportage Augenzeugenschaft. Und dafür muß man sich nun einmal an den Ort des Geschehens begeben.

Haben Sie dabei manchmal Angst?

Schreckliche Angst. Ich kenne mindestens zehn Arten. Wer keine Angst hat, ist kein guter Reporter. Denn der begrift das Wesen des Krieges nicht: die Verbreitung vor Angst und Schrecken, um die andere Seite besser schlagen zu können. Ich bin keine sonderlich mutige Person. Ich habe als Kind mit Puppen gespielt, nicht mit Schwertern und Panzern.

Sie setzen also Ihr Leben nicht aufs Spiel für eine Exklusivstory?

Ich halte nicht viel von solchen Stories. Ich kenne Situationen, wo man plötzlich merkt, o Gott, wir sind die einzigen weit und breit hier. Das ist schlecht. Glücklicherweise passiert das selten. Ich halte wirklich überhaupt nichts davon, mein Leben in äußerster Gefahr zu bringen. Denn was nützt eine tote Reporterin? Ich gehe ja nicht dorthin, um den Helden zu spielen, sondern um die Story zurückzubringen. Das schärft ich auch meinen Reportern ein. Natürlich gibt es immer eine Menge kalkulierte Risiken. In Bosnien war jeder Tag eins. Vor allem nachdem ich eines Tages in Sarajevo aufwachte und erfuhr, daß der Mann drei Hotelzimmer weiter von einer Granate getroffen worden war.

Können Frauen mit Angst oder Risiken besser umgehen? Manche Kriegsreporter treten selbst auf wie Krieger.

Sicher gibt es Journalisten, die vom Krieg fasziniert sind, so wie manche Soldaten auch oder ganz gewöhnliche Menschen, die Bücher über den Krieg lesen, Kriegsfilm anschauen. Frauen passiert

das, glaube ich, weniger. Das ist eine Frage der Konditionierung, der jahrtausendealten Tradition. Frauen müssen sich normalerweise ihrem Geschlecht gegenüber nicht so beweisen. Ich sage das, weil im Krieg sich alles um die Gruppe,

„Wenn männliche Kollegen echte Panzer sehen, werden sie richtig aufgeregt“

den Männerbund dreht. Da muß der eine so tapfer sein wie sein Nachbar. Das habe ich auch an männlichen Reportern beobachtet. Ich hingegen bin die erste, die hinter einem Baum in Deckung geht oder unter einen Tisch kriecht. Ich bin diesem Druck nicht ausgesetzt. In diesem Sinn sind Frauen vielleicht wirklich in der Lage, mit Angst pragmatischer umzugehen. Wenn sie allerdings beim Einschlag der ersten Granate losheulen, ist das schon ein Problem, dann schmeißt man sie raus, denn das Müdel kann nichts ab. Eine andere Beobachtung, die ich gemacht habe, ist, daß Frauen die Folgen des Krieges besser verstehen. Sie merken, daß es Kinder, Familien, Häuser trifft, daß der Stoff, aus dem das Leben besteht, zerstört wird. Frauen wie ich, deren Mütter oder Großmütter den Krieg erlebt haben, wissen das. Sie wissen, daß Frauen hinterher aufzuräumen müssen, Frauen sehen den Krieg nicht in Hinsicht auf Medaillen, Kampf und Helden, sie betrachten ihn in einem größeren Zusammenhang.

Berichten sie anders über Krieg?

Nein, ich glaube, daß erfahrene

Berichterstatterinnen ähnlich wie ihre männlichen Kollegen arbeiten. Allerdings sind Männer total fasziniert von Kriegsgerät. Sie lieben Panzer, Flugzeuge, sie lieben Zahlen, technische Daten. Als Jungen haben sie mit ihren Spielzeugpanzern gespielt, und wenn sie dann die echten sehen, werden sie richtig aufgeregt. Die meisten Frauen langweilt das zu Tode. Das ist ein echter Unterschied. Ansonsten machen Frauen eine vergleichbare Frontberichterstattung wie Männer. Anders ist es bei Hintergrundgeschichten. Da zeigen sich Frauen mehr an sozialen und emotionalen Aspekten interessiert.

Oriana Fallaci hat nach Ihren Erfahrungen als Kriegsreporterin in Vietnam einmal gesagt: „Es ist eine Illusion zu glauben, daß Frauen gegen Kriege sind. Kriege haben eine perverse Faszination. Im Krieg ist alles schrecklicher, gewaltiger...“

...bedeutender. Das Leben bekommt mehr Größe und Bedeutung. Ich habe Leute aus der Generation meiner Großeltern und Eltern über den Zweiten Weltkrieg reden hören. Es gibt überhaupt keinen Zweifel, daß Millionen Menschen, was immer mit ihnen in jener Zeit geschah, das Leben als intensiver empfanden. Es war schrecklich, aber intensiv. Der Einzelne konnte das Gefühl haben, gebraucht zu werden. Und das ist wahrscheinlich das, was Oriana Fallaci meint: Die eigene Existenz bekommt eine Bedeutung, die sie in Friedenszeiten nicht besitzt.

Oriana Fallaci beschreibt eine Art Abhängigkeit vom Krieg. Sobald sie Vietnam verließ, überkam sie so etwas wie Heimweh, Sehnsucht zurückzukehren. Kennen Sie so ein Gefühl auch?

Nein, aber ich habe es bei anderen beobachtet. Ich habe keinen großen Drang, in den Krieg zu ziehen. Ich bin kein Kriegspford, das im Stall steht und mit den Hufen scharrt. Ich interessiere mich für interessante Situationen, mich faszinieren Ausnahmesituationen, das stimmt. Vielleicht vergleichbar mit einem Geier, der mit den Flügeln schlägt, seinen Schnabel und seine kleinen scharfen Augen überall hineinsteckt. Menschen sind außergewöhnlich, sie tun unbergewöhnliche Dinge, sie sind unglaublich beeindruckend. Und im Krieg wird dieses Potential gesteigert, auch in anderen Katastrophen, in Massenbewegungen, historischen Augenblicken. Aber ich

■ Thema: Kriegsreporterin

Medientrauen holen auf. Ein Viertel aller Auslandsreporterinnen sind inzwischen Frauen, immer häufiger sind sie auch auf Kriegsschauplätzen anzutreffen. „Normal“ ist ihr Einsatz darum noch lange nicht. Der Journalistinnenbund hat letzte Woche vier Kriegsreporterinnen aufs

Podium nach Berlin und fragte: Ist die weibliche Kriegsberichterstattung anders? Der prominenteste Gast auf dem Podium hieß Kate Adie, Chefkorrespondentin der BBC. Sie arbeitete unter anderem in Nordirland, Libanon, Afghanistan, Tschad, Kuwait/Irak und sechs Jahre in Bosnien.

sitze nicht zu Hause im Wohnzimmer mit kugelsicherer Weste und warte, bis ich endlich wieder in den Krieg ziehen kann, nein danke (lacht).

Trotzdem gehen Sie immer wieder hin.

Ich habe bei der BBC die Position der Chefkorrespondentin, und ich bestehe darauf, da ich in schwierigen Situationen möglichst niemand Unerfahrenes hinschicke, bevor ich mich nicht selbst vor Ort umgesehen habe. Ich übernehme die Führung, daran halte ich fest.

Auch wenn Kriegsreporterinnen inzwischen zahlreicher geworden sind, betreten Sie als Frau doch jedesmal wieder eine Machowelt. Macht das die Arbeit leichter oder schwieriger?

Fifty-fifty. Natürlich bleibt es eine Männerwelt, auch wenn es inzwischen in einigen Armeen auch Frauen gibt. Während des Golfkriegs trat ich als Berichterstatteerin der britischen Armee bei. Ich war die einzige Frau an der Front unter zweitausend Soldaten, und da waren Schwierigkeiten nicht zu vermeiden. Nicht so sehr, was die Akzeptanz betrifft, sondern ganz praktische Dinge wie die Frage: Wo gehe ich zur Toilette? Ich verbrachte sechs Monate in der Wüste unter zweitausend Männern mit

diesem Problem. Eine andere Sache erzählte mir einmal eine erfahrene amerikanische Korrespondentin. Sie war in Afrika während des Krieges zweimal vergewaltigt worden. „Glaub bloß nicht“, sagte sie, „daß du das so einfach abschüttelein kannst, es hat mein Leben ruiniert. Ich komme nie mit männlichen Kollegen darüber reden, denn sonst wäre meine Karriere beendet gewesen.“ Es ist also ganz wichtig, daß du dich als einzelne Frau nie in eine heikle Situation begibst ohne einen männlichen Freund oder Beschützer an deiner Seite, wie altmodisch und unfeministisch das auch immer klingen mag.

Eines Ihrer obersten journalistischen Prinzipien ist die Unparteilichkeit. Sind Sie je in Versuchung geraten, doch Partei zu ergreifen, eingreifen zu wollen?

Ich sehe meine Aufgabe darin, Informationen so genau und so schnell wie möglich abzuliefern, damit andere Menschen – eine demokratische Gesellschaft vorausgesetzt – entscheiden können, ob sie etwas dagegen unternehmen wollen oder nicht. Sobald ich als Journalistin einen Kreuzzug gegen den Krieg beginne, dann wird es Zeit, mit der Kriegsberichterstattung aufzuhören und in die Politik zu gehen.

■ Sind Sie glücklich?

„Bananen waren nicht das Maßgebende“

■ 11 Uhr, Alexanderplatz. Der Sachse Wolfgang Thesevitz ist froh, in der öffentlichen Toilette am Alex zu arbeiten. „Arbeit ist ja jetzt das A und O“

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um.

Der 52jährige Sachse Wolfgang Thesevitz: Ich bin eigentlich zufrieden. Schön wird mein Leben durch die Partnerschaft und die Arbeit. Arbeit ist ja jetzt das A und O und daß mein Geld stimmt. Glück ist auch, gemeinsam mit jemanden zusammenzuleben. Bevor ich 1995 als Toilettenwart angefangen habe, habe ich Asbestsanierung gemacht. Vorher war ich bei der Bahnreinigung, das hat mir nicht ganz so zugesagt. Ich glaube nicht, daß die Menschen im Osten mit weniger glücklich sind als die im Westen. Durch die Wiedervereinigung hat sich ja einiges herauskristallisiert im Miteinander. Früher war man mehr zusammen. Da ich selber im Handel „Obst, Gemüse und Speisekartoffeln“ gearbeitet habe, konnte ich mich nicht über die Versorgungslage beschweren. Aber Bananen sind nicht das Maßgebende gewesen. Viel schlimmer war, daß die Reisefreiheit nicht war. Doch was nützt jetzt das Reisen, wenn viele Leute kein Geld haben? Ich war in Mallorca, das hat mir sehr gut gefallen.

Wir haben früher ruhiger gelebt. Wenn ich mir das heute angucke, die Frauen können sich abends ja kaum noch aus dem Haus trauen. Ob zu DDR-Zeiten oder jetzt, ich war eigentlich immer zufrieden. Meine Cousine aus Frankfurt am Main hat damals gleich gesagt, nicht daß ihr denkt, jetzt fliegen euch gebratene Tauben in den Mund. Ein Leben ohne Arbeit könnte ich mir nicht vorstellen. Ich habe wirklich sehr viel gearbeitet. Wenn man so hört, na, die Ostdeutschen müssen arbeiten lernen, das kommt mir immer ein bißchen sauer hoch. Weil das wirklich nicht stimmt. Wir mußten ja aus nichts was machen. **Barbara Bollwahn**

~~Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz~~

T970715.188

Zeilen 57
Bemerkung Umfrage

■ Sind Sie glücklich?

„Gott wird einmal die Probleme lösen“

■ 11 Uhr, Alexanderplatz. Arved Mehlis ist seit 33 Jahren bei den Zeugen Jehovas und überzeugt, daß nur ein Leben nach der Bibel Glück und Hoffnung verheißt

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz an.

Der 54jährige Arved Mehlis: Ich bin glücklich, obwohl ich arbeitslos bin. Aber wir haben eine Hoffnung aus der Bibel. Wir tun eigentlich das, was Jesus machte. Er ging von Haus zu Haus oder stand auf den Straßen und hat die Menschen angesprochen und war dadurch glücklich. Die Bibel spricht: „Beglückender ist geben als empfangen.“ Also wir geben unsere Freizeit und unsere Zeitschriften kostenfrei ab. Und ich bin glücklich. Ich bin verheiratet, habe drei große Kinder. Ich bin 33 Jahre bei den Zeugen Jehovas, meine ganze Familie ist dabei. Wir gehen davon aus, daß es eine Hoffnung gibt, daß Gott einmal die Probleme lösen wird. Einen Zeitpunkt können wir nicht sagen. Die Bibel sagt voraus, daß die Menschen vom Schlimmen zum Schlimmeren voranschreiten werden. Selbstverständlich werde ich die bessere Zeit erleben. Wenn man sich nach Gottes Grundsätzen richtet, wird man ewiges Leben haben hier auf der Erde. Dank Gott bzw. Jesus Christus wird die Erde wieder mal gereinigt werden und ein wunderschönes Paradies sein. Glück macht alles aus.

Wenn man sich nach der Bibel ausrichtet, klappt das auch in der Familie und mit den Mitmenschen. Glücklich macht mich, wenn ich sehe, daß sich meine Familie nicht nach dieser Welt ausrichtet. Wir haben kein Drogenproblem, Discobesuche machen wir auch nicht, weil da Drogen genommen werden. Wir lieben Countrymusik oder gehen ins Operettentheater. Die Bibel spricht davon, daß die Menschen in den letzten Tagen habgierig und elternungehorsam werden. Mit meinen Kindern habe ich solche Probleme überhaupt nicht. Das führe ich auf die Anwendung biblischer Grundsätze zurück. ~~Bar-~~

~~bara Bollwahn~~

Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz

T970731.178

Zeilen 58
Bemerkung Umfrage

Durch den Reichstag geht ein Riß

Wenn Kunst die Barbarei gestalten soll: / Das geplante Berliner Holocaust-Mahnmal und die nationale Identität

Seit Juni dieses Jahres gibt es eine „Findungskommission“ für die künstlerische Gestaltung des geplanten zentralen „Denkmals für die ermordeten Juden Europas“. Jetzt ist bekannt geworden, daß ein zweiter Wettbewerb (siehe Seite 29) stattfinden soll. Doch wieder scheinen die Zuständigen entschlossen, einer öffentlichen Diskussion über Sinn und Gestalt des Mahnmals auszuweichen. Das hat Salomon Korn, 1995 Mitglied der Jury, zu den folgenden Ausführungen veranlaßt.

F.A.Z.

Die Nationaldenkmäler des neunzehnten Jahrhunderts, Herrschern, Schlächten, Helden gewidmet, bestimmen bis heute das Bild von Denkmälern im öffentlichen Bewußtsein. In Stein gemeißelt, in Bronze gegossen, sollten sie Größe und Bedeutung der Nation verherrlichen und dauerhaft im kollektiven Gedächtnis bewahren. Weil aber nationale Identität im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts nur schwach ausgeprägt und stets gefährdet war, sind diese Monumente gleichzeitig versteinerte Zeugnisse jener Angst, Einheit und Selbstwertgefühl der Nation könnten mißlingen. Doch so sehr auch gesellschaftliche Realität und deren geschönte Bild auseinanderklafften, so ungebrochen war der von Sturm und Drang romantisch verklärte Wunsch nach nationaler Einheit. Deren idealisierte Darstellung im Nationaldenkmal zielte auf positive Identifizierung des Betrachters mit Herrscher, Volk und Vaterland.

Holocaust-Mahnmale in Deutschland, zumal solche von nationaler Bedeutung, stellen das von klassischen Denkmälern her gewohnte Identifikationsmuster auf den Kopf. Vom Betrachter ist, sofern er zu den Täterabkömmlingen zählt, der komplexe Akt einer „negativen“ Identifizierung zu erbringen: die gefühlsmäßige Annäherung an einen „abstoßenden“ Gegenstand – die Verbrechen des eigenen Volkes – bei gleichzeitig kritischer Distanz zur ästhetisierenden Transformation von Barbarei in Kunst.

Diesem mühsamen Vorgang weichen all jene nichtjüdischen Deutschen aus, die sich selbst als Opfer des Nationalsozialismus betrachten: Adressaten der Mahnmals-Botschaft sind aus ihrer Sicht die anderen – die eigentlichen Nachfahren der Täter. Für sie kann ein Holocaust-Mahnmal identitätsbedrohend sein. Es konfrontiert mit den dunklen Seiten der eigenen Gemeinschaft. Die Bereitschaft, der nationalsozialistischen Verbrechen aufrichtig zu gedenken, hängt aber von der Bereitschaft der Täternachkommen ab, nationale Identität in ihren geschichtlichen Brechungen anzunehmen: sich eben nicht in eine scheinbar heile nationale Identität oder ausweichende Opferrolle zu flüchten, die zwangsläufig die Erinnerung an den nationalsozialistischen Massenmord auf ihre Bedürfnisse hin relativieren und schließlich verfälschen muß. Nur so kann an einem nationalen Holocaust-Mahnmal der beschwerliche Akt „negativer“ Identifizierung auf kritischer Distanz gelingen.

Je näher ein Holocaust-Mahnmal der ästhetischen Tradition klassischer Denkmäler steht, desto weniger bietet es Ansätze für „negative“ Identifizierung. Sie aber kann nur dort glaubwürdig gelingen, wo das Problem gebrochener Identität im Kern getroffen wird: in unmittelbarer Konfrontation mit den zur Identifizierung einladenden deutschen Symbolen.

Horst Hoheisel hatte beim Wettbewerb um das zentrale Holocaust-Mahnmal in Berlin vorgeschlagen, das Brandenburger Tor zu Staub zu zermahlen und ihn über das Wettbewerbsgelände zu verstreuen. Daß die meisten Jurymitglieder von der Radikalität dieses Vorschlages abgestoßen waren, dessen gedankliche Tragweite nicht ansatzweise erkannten, spricht eher für den Entwurf als für die Jury. Denn der schmerzliche Hoheisels Vorschlag für viele Deutsche

auch gewesen wäre: Er enthielt jenen wider Gedenkroutine löckenden Stachel, dessen es zur „negativen“ Identifizierung mit einem angemessenen Holocaust-Mahnmal bedarf.

Doch Hoheisel schoß übers Ziel hinaus und machte es der Jury leicht, seinen Vorschlag abzulehnen: Das von den Nationalsozialisten an Menschen und Völkern vollzogene Prinzip totaler Vernichtung kann nicht spiegelbildlich auf Gegenstände in der Hoffnung übertragen werden, eine totale Vernichtung durch eine andere künstlerisch symbolisieren zu können. Die Auslöschung bedeutender historischer Zeugnisse ist immer ein Akt der Barbarei, gleichgültig, welch vermeintlich höherem Zweck sie dient. Hätte Hoheisel anstelle

batte um das zentrale Holocaust-Mahnmal zu bringen. Vorstellbar sind auch andere von konventionellen Denkmalskonzepten abweichende Ansätze „negativer“ Identifikation. So könnte dicht vor der Neuen Wache eine hohe, undurchlässige Glaswand stehen, in die alle Namen der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager eingätzt sind. Um in die zentrale deutsche Gedenkstätte für die „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ hineinzugelangen, müßten die Besucher diese transparente Wand umschreiten, ohne den Namen der nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager ausweichen zu können. So wäre der aktive Opferbegriff (für einen

wußtsein ermöglichen. Doch die nach Auschwitz notwendige Absage an scheinbar heile nationale Identität ist Voraussetzung für die Annahme eines zentralen Holocaust-Mahnmals als Gegenentwurf zu Identifikationsangeboten herkömmlicher Denkmäler. Wie ein Pfahl im Fleisch müßte ein solches Mahnmal zwischen Betrachter und den zu „positiver“ Identifizierung mit deutscher Geschichte einladenden Wahrzeichen stehen. Das aber ist wirksam nur möglich an den nationalen Symbolen selbst. Andernfalls bleibt das Holocaust-Mahnmal konventioneller Denkmals-Ikonographie verhaftet und verfehlt durch seinen Anspruch auf künstlerisch-autarke Wirkung die notwendige Konfrontation mit den gebauten Ikonen deutscher Identität.

Vermutlich ist ein solcher Schritt bisher nicht gewagt worden, weil in den ersten Jahrzehnten nach dem Holocaust das nationale Selbstverständnis der Deutschen traumatisiert, bedroht, unsicher war und – aus dem Bewußtsein dieser Schwäche heraus – sich nicht selbst darzustellen vermochte. Doch liegt im nunmehr erreichten zeitlichen Abstand eine Chance. Das Bekenntnis zu einer nationalen Identität in all ihren historisch bedingten Brechungen, widergespiegelt in einem zu „negativer“ Identifizierung auffordernden Holocaust-Mahnmal, würde auch etwas über gewandelte Selbsteinschätzung und neue Haltung der Deutschen zur eigenen Geschichte aussagen. Mit dem Akzeptieren eines aus unterschiedlichen Facetten zusammengesetzten Nationalbewußtseins als (geringem) Preis für das von Deutschen verübte nationalsozialistische Inferno wäre ein erster Schritt zur Errichtung einer aufrichtigeren nationalen Identität getan.

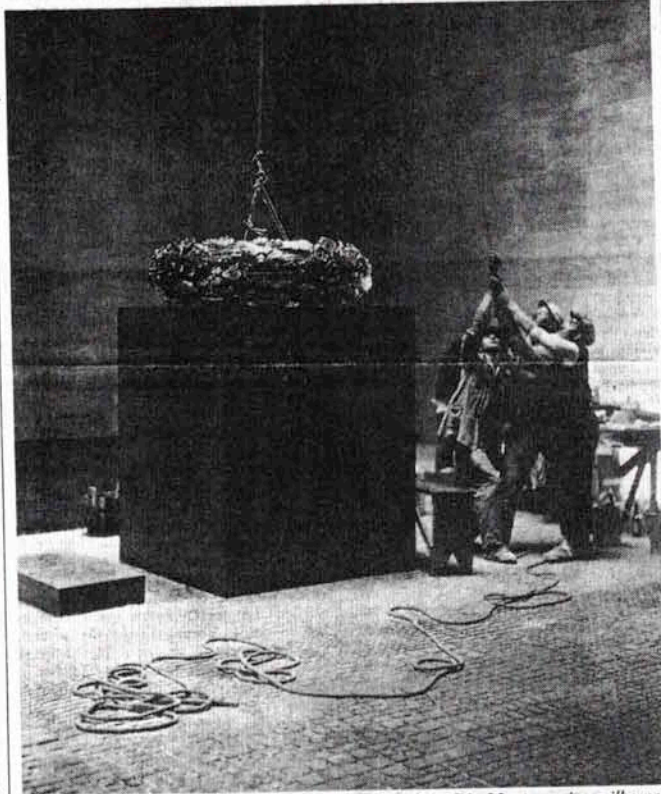
All das führt fort: von bisherigen, lediglich auf Standort und Gestaltung eines zentralen Holocaust-Mahnmalen fixierten Überlegungen, wie sie erst kürzlich wieder bei den Berliner Kolloquien zum „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ zu hören waren. Die herkömmliche Auffassung, Denkmäler seien Kunst im öffentlichen Raum, greift im Falle eines nationalen Holocaust-Denkmal im Land der Täter zu kurz, weil das mit ihm verknüpfte Problem „negativer“ Identifizierung vorrangig kein künstlerisch-ästhetisches, sondern ein politisch-moralisches ist. Als solches ist es nicht Aufgabe eines privaten „Förderkreises“, so unbestritten dessen Verdienste in dieser Sache auch sind, sondern die des Deutschen Bundestages: Ihm muß die letzte Entscheidung in Sachen nationales Holocaust-Mahnmal vorbehalten bleiben.

Werden die Abgeordneten des Deutschen Bundestages ihrer Verantwortung gerecht werden und diese Angelegenheit zu ihrer eigenen erklären? Werden sie dann auch den Mut und die Größe besitzen, sich auf den schwierigen Pfad „negativer“ Identifizierung mit dem zukünftigen zentralen Holocaust-Mahnmal zu begeben? Denn so, wie die Denkmäler des neunzehnten Jahrhunderts zu steinernen Zeugnissen einer idealisierten, in Wirklichkeit gefährdeten nationalen Identität geworden sind, so geriete ein in Verlängerung solcher Tradition stehendes Holocaust-Mahnmal zum Zeugnis eines auf Kosten der Opfer angeeigneten Nationalbewußtseins. Angemessen ist ein Holocaust-Mahnmal aber nur antinomisch: Es muß quer zur deutschen Geschichte stehen und gleichzeitig in sie integriert sein.

Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit der Deutschen, kompromißlos ein unbequemes nationales Holocaust-Mahnmal gegen die vom eigenen Volk verübten Verbrechen und damit gegen eine scheinbar ungebrochene nationale Identität errichten zu wollen, stehen auf dem Spiel.

SALOMON KORN

Der Autor ist Architekt und Präsidiumsmitglied des Zentralrats der Juden in Deutschland.



Als viele Deutsche noch von „stolzer Trauer“ sprachen: Die Montage eines silbernen Eichenkranzes in der 1930 von Heinrich Tessenow zum Ehrenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs umgestalteten Neuen Wache in Berlin. Foto Ullstein

totaler Zerstörung mehrere Stützen aus dem Brandenburger Tor herausgelöst und durch provisorische – aus Holz oder Metall – ersetzt, dann wäre er auf einem vielversprechenden Weg gewesen.

Es bedarf keiner hellseherischen Fähigkeiten, um vorherzusagen, daß auch ein solch abgemilderter Vorschlag kaum Aussicht auf Verwirklichung gehabt hätte. Groß bleibt das Bedürfnis der Täterabkömmlinge, mit Hinweisen auf bedeutende nationale Errungenschaften deutsche Geschichte von den Verbrechen der Nationalsozialisten freizuhalten – so, als seien diese keine Deutschen gewesen. Doch wie sonst des Jahrtausendverbrechens in einem Mahnmal aufrichtig gedenken, wenn nicht über Infragestellung und Verfremdung nationaler Symbole und die damit verbundenen schmerzlichen Empfindungen?

Es gibt keinen Königsweg zu einem angemessenen Holocaust-Mahnmal. Auch die erwähnten provisorischen Stützen am Brandenburger Tor sind lediglich Denkmalsstöße, Bewegung in die festgefahrene De-

„höheren“ Zweck sterben) mit dem passiven (für einen „höheren“ Zweck ermordet werden) konfrontiert und das nationalsozialistische Jahrtausendverbrechen als Bestandteil deutscher Geschichte wie eine gläserne Klagemauer in die zentrale deutsche Gedenkstätte eingelagert.

Denkbar wäre auch, unmittelbar vor dem Eingang zum Deutschen Reichstag einen abgrundtiefen Spalt zu schaffen, über den jeder, der den Reichstag betreten oder verlassen will, hinweggehen muß. Abgeordneten, Staatsgästen und Besuchern stünde vor Augen, über welche Tiefen deutsche Geschichte führt und über welchem Abgrund das neuvereinte Deutschland auch errichtet wurde – als unablässige Mahnung, wo die Verletzung von Menschenrechten münden kann.

Gleichgültig, welchem nationalen Symbol auf den Leib gerückt wird: Immer überwiegt das Verlangen, im blutigen Ozean der jüngsten deutschen Geschichte unbefleckte Identifikations-Inseln zu bewahren, die einen Rest an ungebrochenem Nationalbe-

■ Sind Sie glücklich?

„Ich bin froh, daß ich allein bin“

■ 11 Uhr, Wittenbergplatz. Um jeden Schwulen, der an Aids gestorben ist, ist es schade, „aber Hauptsache, ich lebe“, meint der Barkeeper H.G. Eskes

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11 Uhr abwechselnd auf dem Alexanderplatz und dem Wittenbergplatz um. Heute stehen wir auf dem Alexanderplatz.

Der 59jährige Barkeeper H.G. Eskes: Die Frage kann ich mit einem klaren Ja beantworten. Ich bin gesund und zufrieden, mehr braucht man doch nicht zum Leben. Ich habe gar nicht so viele Finger, um aufzuzählen, wie viele Freunde und Bekannte von mir in den letzten Jahren gestorben sind. Die meisten an Aids, das ist doch ganz normal in der Gay-Szene. Auch Leute, die noch ganz jung waren und viel Geld hatten. Und was hatten die davon? Nichts! Da kann ich doch froh sein, daß ich in meinem Alter noch gesund bin. Einmal reicht doch, um sich zu infizieren. Ich hatte einfach Glück, denn vorsichtig war ich nie.

Um jeden, der weg ist, ist es schade, aber im Endeffekt ist es mir egal. Hauptsache, ich lebe, oder? Ich bin ein bißchen abgebrüht. Ich sehe nur Elend rings um mich herum. Die vielen Stricher, die mit 18, 19 Jahren durch Drogen hopsgehen. Das ist in Berlin ganz schlimm, aber es scheint keinen Menschen zu kümmern. Aus Österreich, Rumänien, Rußland, Polen und der Türkei – von überall kommen die Jungs her. Die können nur zwei Worte: „hundert Mark“. Wenn die einmal in der Szene die Runde gemacht haben, nimmt sie keiner mehr mit, weil sie wie ein Holzbrett im Bett liegen. Ich bin Holländer und komme ursprünglich aus Appeldoorn. Mich hat es 1967 durch einen Kumpel, den ich in Schweden kennengelernt habe, nach Berlin verschlagen. Seit 17 Jahren arbeite ich in einem Szene-Lokal als Barkeeper.

Ich bin froh, daß ich allein bin. Wenn man keinem Menschen gehört, hat man auch keine Probleme. Ich will nie wieder in meinem Leben mit jemanden zusammen leben. Für wat? Das gibt nur Ärger. Für mich ist Glück, jeden Tag aufzustehen, und die Sonne scheint, und ich bin gesund. Natürlich muß ich auch eines Tages gehen. Aber bis dahin werde ich es mir gutgehen lassen. Hauptsache, ich hänge keinem auf der Pelle. Ich möchte mit niemandem tauschen. **Plutonia Plarre**

~~wird fortgesetzt~~

T970709.206

Zeilen 67
Bemerkung Umfrage

■ Sind Sie glücklich?

„Das ist ein weites Feld...“

■ 11 Uhr Alexanderplatz. Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung. So ist es auch mit dem Glück, meint Rentner Dr. Wolfgang Willkommen

Bei der Frage kommen die meisten Menschen ins Grübeln: „Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich fortan täglich um 11 Uhr abwechselnd am Alexanderplatz und am Wittenbergplatz um. Gestern war auf dem Alex Premiere. Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz. Das Ergebnis lesen Sie am jeweils folgenden Tag an dieser Stelle.

Der 64jährige Rentner Dr. Wolfgang Willkommen: Glücklich? Das läßt sich nicht mit einem Wort sagen. Ich bin ein Positivmensch, kein Negativmensch. Daraus ergibt sich, daß ich versuche, mein Wohlbefinden zu fördern. Ich treibe Sport und fahre viel Fahrrad. Ich habe einen Garten, züchte Blumen und Obst, und ich gehe ins Theater. Ich habe ein Abonnement „Abendspaß“. Ich gehe auch dann ins Theater, wenn es mir eigentlich überhaupt nicht paßt. Ich reise sehr gern. Kürzlich war ich in Mallorca, davor in Teneriffa und in Tunesien. Seit der Wende bin ich arbeitslos und Rentner. Ich habe früher viele Tätigkeiten ausgeführt. Ich bin gelernter Werkzeugmacher. Später habe ich dann in Berlin studiert.

Die längste und wichtigste Zeit meines Lebens war ich im Ministerium für Geologie tätig. Durch diese Arbeit habe ich ein sehr kritisches Verhältnis zur Umweltverschmutzung gewonnen. Die Frage „Sind Sie glücklich?“ ist ein weites Feld. Wenn man glaubt, das Glück geschenkt zu bekommen, liegt man falsch. Wenn mich einer fragt: Wie war im Urlaub das Wetter?, antworte ich stets: Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung.

So ist es nämlich auch mit dem Glücklichsein. Es kommt nicht von allein, man muß schon etwas dafür machen. Ich warte hier gerade auf meine Tochter, um etwas dafür zu tun, damit sie auch glücklich ist. Sie wird morgen 27 Jahre alt, wir wollen zusammen Hanteln für sie kaufen. Die Prospekte habe ich mir schon besorgt. **Plutonia Plarre**

wird fortgesetzt.

T970701.185

Zeilen 60
Bemerkung Umfrage

UND überall war Feindesland. Die Öffentlich-Rechtlichen und die Privaten wollten von ihm keine Filme mehr abnehmen - Kirch führt das, wie einer seiner Anwälte in einem Schriftsatz an die Staatsan-



Die Kriegsveteranen von Kabul-Zoo

Ein blinder Löwe, ein behinderter Bär und ein einsamer Affe - in Afghanistans Hauptstadt existiert der wohl erbarmswürdigste Tiergarten der Welt

Von Tomas Avenarius

Kabul, im August - Furchterregend ist das Gebrüll und weithin zu hören zwischen den Hügeln Kabuls - Marjan, der Löwe, wartet auf Futter. Das mähenbedeckte Haupt in den Nacken geworfen, steht das Raubtier in seinem Gehege und larrt in Richtung der sich gletschend öffnenden Käfigtür. Ohne Eile, schwer an einem blutigen Bündel tragend, läuft ein alter Tierpfleger auf den Löwen zu. Erst als der Wärter fast vor ihm steht, löst sich das Tier aus seiner Erstarrung, legt sich nieder und wartet, bis ihm die Fleischbrocken direkt vors Maul gelegt werden. Der Wärter streichelt das Tier liebevoll am Schweif, dreht sich um und schreitet würdevoll aus dem Gehege. Löwenfütterung im Kabul-Zoo. Für den Wärter ist es nicht gefährlicher als der Dressurakt in einem Flohmarkt. Was soll ein Löwe schon tun, der keinen einzi-

gen Zahn mehr im Maul hat und keine Augen im Kopf? Der König der Tiere, Färbende jedes zoologischen Gartens in Kabul ist er ein Krüppel, kaum fähig, sein Fressen zu verschlingen.

Auch Marjan ist ein Opfer des afghanischen Bürgerkrieges. Sein Schicksal war entschieden, als ein Soldat - ohne seine Kalaschnikow - über das mehr als zwei Meter hohe Gitter kletterte und sich neben Marjan fotografieren lassen wollte, erzählt der Zoodirektor. Die Mutprobe endete voraussehbar: Marjan, damals noch Herr seiner Sinne, fiel den Mann an und riß ihn in Stücke. Die Blut tat setzte den klassischen afghanischen Mechanismus von Gewalt und Vergeltung in Gang. Auge um Auge, Zahn um Zahn: Am nächsten Morgen war der Bruder des Toten eine Handgranate in den Raubtierwinger. Blutrache ist in Afghanistan eine Ehrensache und gilt offenbar nicht nur für Menschen. Der Löwe schnappte nach dem Gegenstand - mit fatalen Folgen. "Die Männer vom Internationalen Roten Kreuz in Kabul haben ihm die ausgefahrenen Augen herausoperiert und Dutzende Granatsplitter aus dem Schädel gezogen", sagt Zoodirektor Abdul Raziz. Marjan hat überlebt.

Der Zoo von Kabul dürfte der mit Abstand ärmlichste Tiergarten der Welt sein. Ein knappes Dutzend heruntergekommene Tiere, gefangen hinter verborgenen, rostverfressenen Käfigstangen. Der Löwe blind, die Wölfe rüdig, ein Affe vereinsamt hinter Gittern. Am Graben des Bärengeheges steht grünlich Brackwasser, an der zerschossenen Fassade des Hauptgebäudes hängen die Fenster Rahmen aus dem Gemäuer. "Früher hatten wir mehr als 100 wilde Tiere", sagt der Zoodirektor. "Dann kam der Krieg." Im Kabul-Zoo läßt sich die ganze Absurdität der seit zwanzig Jahre andauernden Kämpfe in Afghanistan besichtigen. Die Häuser am Hang gegenüber dem Zoo

Da darf ein Steuerfuchs mal ins Grübeln kommen. Durch den Transfer könnte, theoretisch zumindest, eine gedeckte Gewinnausschüttung erzielt worden sein. Die Ermittler jedenfalls mutmaßen, daß

sind nur noch ausgebrannte Ruinen, auch die Wohnviertel auf der anderen Seite des Kabul-Flusses liegen in Trümmern. Die Zofassade ist von Geschossen schwer gezeichnet, die Rückseite des Gebäudes über drei Stockwerke in sich zusammengesackt. Doch während die Mehrzahl der Menschen in der Drei-Millionen-Stadt Kabul hungert, verfürt Zoodirektor Raziz täglich zentnerschwere Fleischbrocken an einen zahmlösen Löwen, eine hinkende Löwin, einen behinderten Bären und andere erbarmswürdigste Kreaturen. **Abdul Raziz wirkt in seinem Büro so verlassen und einsam, wie es nur ein Zoodirektor in Kabul sein kann.** Verlegen plüßert er mit einem Blatt durch eine millimeterdicke Staubschicht auf seinem Schreibtisch. Nicht einmal eine Glühbirne hängt von der Decke, im Vorraum krächzt der vor dem Straßenkampf gerettete Papagei.

Unterm König-war's besse!

Aber es gab bessere Zeiten. Ahmad Schah, der Sohn des letzten Afghanenkönigs Zahir Schah, hatte den Tiergarten 1964 gestiftet; der Prinz ließ großzügige Gehege direkt am Flußufer des Kabul bauen, malerisch gelegen zwischen den kahlen, schroffen Hängen, die die Stadt wie ein Kessel umgeben. Und er ließ Tiere aus aller Welt heranschaffen, Löwen und Tiger, Elefanten und Affen, Büffel und Geier. Der Zoo muß die Attraktion von Kabul gewesen sein. Es war eine Zeit, zu der man in dem selbst für ein Entwicklungsland weit zurückgebliebenen Afghanistan noch an Fortschritt glaubte, eine Zeit, in der die Hauptstadt als europäische unter den Städten Zentral- und Südsasiens galt. Und ein zoologischer Garten war wohl das, was nach den Vorstellungen des Königs und seines Sohnes so zwingend zum entwickelten Stadtleben gehörte wie eine Straßenbahn, ein Museum oder eine Nationalbibliothek.

Außenstehende für harmlos halten könnten, finden sie bemerkenswert. In einem Brief an die DG Bank ist davon die Rede, daß sich aus dem Verkauf eines Filmpakets möglicherweise ein Milliardenge-

Dann aber ging es abwärts mit Afghanistan, erst mit dem Land, dann mit dem Zoo: König Zahir mußte ins Exil. 1979 marschieren die Sowjets ein, der Krieg brach aus: Doch unter den Besatzern war es in der Stadt friedlich, "der Zoo ging es bestens", sagt Raziz. Aus Deutschland ist der Löwe gekommen und die Sowjets haben uns finanziell unterstützt.

Der Schrecken begann, als die Mudshaheddin der Sowjets 1989 vertreiben und drei Jahre später auch Kabul erobert hatten: Sie hatten anderes im Kopf als den Zoo und das Wohlergehen von Bären, Wölfen und Löwen. Im Kampf um die Macht lieferten sich die untereinander zerstrittenen Gotteskrieger Raketengefechte mitten in Kabul und verwandelten die Hauptstadt in einen Schutthaufen. "Die Front verläuft zwischen 1992 und 1993 direkt hier am Zoo", sagt Direktor Raziz. Raketen und Granaten flogen damals aus allen Himmelsrichtungen quer über den Zoo, Panzer feuerten von Positionen am Hauptort, Soldaten verschanzten sich zwischen den Gehegen. Raziz sagt, das Gehele der verschreckten Tiere zwischen all den Explosionen sei herzerzerrend gewesen.

Damals starben mehr als 90 Tiere: Der Elefant wurde von einer Panzergranate zerrissen - er wurde in die Luft geworfen und fiel in einzelnen Stücken wieder herunter auf die Erde - erzählt ein Tierpfleger. Tiger, Hirsche und Pfauen wurden von Splintern zerfetzt. Während der Krieg andauerte, hungerten die Tiere im Zoo. Die Stadtverwaltung versorgte nicht mehr, nicht einmal für die Menschen gab es genug Nahrung, geschweige denn für wilde Tiere. Daß der Bestand des Zoos nicht völlig dezimiert wurde, sei allein einem Kriegsexperten zu verdanken: Der Tadschiken-Kommandant Ahmad Schah Massoud habe zwar seine am Tiergarten verschanzten Gegner ununterbrochen beschossen lassen, ab und an

Und das kann durchaus sein. Kiss, den keiner kannte, ist eine Größe unter den Tüflern und hat es durch Erfindungsreichtum zu sehr viel Geld gebracht - ein bißchen so wie Kirch.

Nur so hat der Zoo diese wilde Zettüberlebt, sagt Raziz.

In Kabul herrscht nun schon seit längerer Zeit Frieden - wenn man von den täglichen Luftangriffen absieht, und der Besucher, der sich die Front vorwärts bewegt, auf weniger als 50 Kilometer der Hauptstadt genähert hat. Dieser Raziz jedenfalls macht sich Gedanken über den Wiederbau einer internationalen Organisation will ihm dabei helfen, ein unübersehbares Schild mit der Ankündigung ihrer Aktivitäten haben sie am Eingang des Zoos aufgestellt. Der Direktor denkt sogar schon über neue Tiere nach. "Grüchenland hat uns 15 Stück versprochen."

Und seitdem die Taliban die Kontrolle der Hauptstadt übernommen haben, hat der Zoo an Attraktivität gewonnen. Dank des tyrannisch sittenstrengen Regimes der fundamentalistischen Koranschüler ist der gottgefällige Ruf des Muezzins die einzige Abwechslung, auf die keine Peitschenhiebe steht. Kein Kino, kein Fernsehen, keine Musik und kein Picknick - da wird sogar der Besuch im Kabuler Tierpark zu einem Abenteuer. Aber nur für Männer: Eine der ersten Amishandlungen der Taliban war es, Frauen und Mädchen den Besuch zu verbieten. "Dabei waren es früher vor allem die Frauen, die in den Zoo gingen, sie kamen mit ihren Kindern", sagt Raziz.

Für das Futter der Tiere jedenfalls zahlen die Taliban. Dem Ansinen von Direktor Raziz, den Aufbau des Zoos mit staatlichen Mitteln zu fördern, lehnten sie aber erzuhr ab: Das Geld werde im Krieg gebraucht. Auch sonst muß der leidgeprüfte Zoodirektor weiter mit Widerigkeiten kämpfen. Als sich vor wenigen Wochen einer seiner drei verbliebenen Bären aus dem Gehege befreite und durch den Zoo strömte, griff ein Taliban-Soldat zur Waffe. Seitdem muß Raziz nur noch für zwei Bären sorgen.



maternexplosion ist der Löwe im Kabul-Zoo ins Maul geschoben. Avenarius

5-16-Aus 27A 91

■ Sind Sie glücklich?

„Man kann immer etwas Gutes finden“

■ 11-Uhr, Alexanderplatz. Glück bedeutet für Katrin Schulze Zufriedenheit mit sich selbst und dem, was man hat. Alles hat auch eine gute Seite, denkt sie

„Sind Sie glücklich?“ will die taz wissen und hört sich täglich um 11-Uhr abwechselnd auf dem Wittenbergplatz und dem Alexanderplatz um.

Die 17jährige Gymnasiastin Katrin Schulze: Eigentlich könnte ich mit meinem Leben zufrieden sein. Zur Zeit bin ich eher unglücklich, weil ich mit meinem Freund Schluß gemacht habe. Aber ich denke, jeder hat mal solche Phasen. Ich bin Gymnasiastin und komme jetzt in die elfte Klasse. Dort läuft alles super – ich denke, daß ich später studieren werde. Ich will Sonderschullehrerin werden, denn ich möchte Menschen helfen. Für mich bedeutet Glück, daß man mit sich selbst zufrieden ist. Und mit dem, was man hat. Glück ist auf keinen Fall an irgendwelche Besitztümer gebunden. ~~Meiner Meinung nach müssen die Menschen in Ostdeutschland nach der Wende aktiver sein, um ihr Glück zu finden. Weil viel weniger vorgegeben ist.~~

Was Glück ist? Dazu möchte ich mal ein Gedicht aufsagen. Es heißt „Konkrete Poesie“:

Das, was war, war mir nicht recht. Aber es war und ist nicht mehr. Das, was sein wird, wird mir nicht recht sein.

Aber es wird erst sein und ist noch nicht. Das, was jetzt ist, ist, und das ist mir erst recht nicht recht.

Man findet immer etwas an einer Situation auszusetzen, aber alles hat eine gute und eine schlechte Seite. Im letzten Sommer war meine Mutter sehr krank, und ich war deshalb verdammt unglücklich.

In dieser Zeit habe ich aber auch gemerkt, daß ich gute Freunde habe, und konnte deshalb gleichzeitig glücklich sein. Man kann immer etwas Gutes finden; ich würde nicht sagen, daß es so richtig schlechte, miese Phasen gibt. **Sabine Möhring**

~~Heute stehen wir auf dem Wittenbergplatz~~

T970819.178

Zeilen 60
Bemerkung Umfrage